

GERSTENBERGS
VERMISCHTE
SCHRIFTEN

VON IHM SELBST GESAMMELT

UND

MIT VERBESSERUNGEN UND ZUSÄTZEN

HERAUSGEGEBEN

IN DREI BÄNDEN.

DRITTER BAND.

ALTONA

BEI J. F. HAMMERICH 1816.

OF THE

LIBRARY

OF THE

OF THE

AND

OF THE

OF THE

OF THE

OF THE

OF THE

OF THE

PHILOSOPHIE.

GEMEINSCHAFTLICHES PRINCIP

DER

THEORETISCHEN UND PRAKTISCHEN

PHILOSOPHIE.

1802.

AN HERRN CHARLES DE VILLERS.

Wie sehr, nächst den wohlbegründeten Erwartungen Ihrer übrigen Eutiner Freunde, in deren heiterm und lehrreichem Kreise Sie mich vor zwei Sommern zuerst mit Ihrem Entwurfe einer Einleitung in die Transcendentalphilosophie für das wiedergeborne metaphysische Frankreich bekannt machten, insbesondere auch die

meinigen durch Ihre jetzt erschienene *Philosophie de Kant* übertroffen wurden, und zu welcher freudigen Theilnahme mich der Gedanke an das erweiterte Publikum so vieler Nationen berechtigte, denen in Ihrer Universalsprache diese von Phantasieen und unhaltbaren Voraussetzungen mehr als je gereinigte Philosophie nun auf einmal zugänglich ward — meine eigne Nation nicht ausgenommen, die grosentheils immer noch erst aus französisch geschriebenen Büchern zu erfahren pflegt, was unter uns vorgeht, und wovon unter uns die Rede ist: — von allem dem müssen Sie nun schon längst in Paris die schriftliche Versicherung aus den Händen meines alten Freundes Cramer empfangen haben. Vielleicht sollte ich mich entschuldigen, dafs ich in diesen gedruckten Blättern gerade Sie von einem Mangel eben dieser gereinigten Philosophie unterhalte, von dem ich noch nicht einmal weifs, ob Sie ihn dafür erkennen werden —

von einem Mangel, den ihr nicht nur ihre erbitterten Gegner, nein, den ihr sogar viele ihrer erklärtesten Anhänger mit Hefigkeit vorwerfen — kurz, von dem Mangel eines gemeinschaftlichen Princip der theoretischen und praktischen Vernunft, zu dessen Aufstellung sich doch der unsterbliche Urheber der kritischen Philosophie in seiner Grundlegung zur Metaphysik der Sitten *) ausdrücklich anheischig gemacht zu haben schien. Ich gestehe Ihnen aber, daß mir selbst dieser Mangel, auch wenn er nur scheinbar seyn sollte, allererst in Ihrer gedrängten Darstellung der beiden

*) „Zur Kritik einer reinen praktischen Vernunft (heißt es daselbst in der Vorrede) erfordere ich, daß, wenn sie vollendet seyn soll, ihre Einheit mit der spekulativen in einem gemeinschaftlichen Princip zugleich müsse dargestellt werden können, weil es doch am Ende nur eine und dieselbe Vernunft seyn kann, die bloß in der Anwendung unterschieden seyn muß.“

Vernunft - Systeme recht fühlbar geworden ist; und ich konnte hoffen, daß Sie, eben dieses Umstandes wegen, den Aufsatz, den ich Ihnen hier darüber zuschicke, mit desto geschärfterer Aufmerksamkeit prüfen würden. Bei einem nicht unbedächtlichen Theile meines deutschen Publikums würde ich ohne Zweifel meinen Zweck viel besser erreicht haben, wenn ich, anstatt durch eignes Nachdenken der Quelle eines gemeinschaftlichen Princip nachzuspüren, versucht hätte, alle die Stellen, wo in den drei kritischen Systemen unsers Kant auf eine solche gemeinschaftliche Erkenntnisquelle hingedeutet wird, unter einen einzigen Gesichtspunkt zusammenzufassen, und die Idee, die ihnen allen zum Grunde liegen mußte, mit der erforderlichen Genauigkeit und Klarheit aus ihnen zu entwickeln. So verdienstlich aber ein Versuch von der Art, wenn er gut ausfiele, unstreitig seyn würde, und so gern ich darauf rechne, daß

sich unter den Kennern der Vernunftkritik Jemand finden möge, der sich dießs Verdienst noch in der Folge zueigne: so lag es doch außer meinem Plane, mich selbst darum zu bewerben. Meine Absicht war, vorzüglich auch Ihretwegen, mich so kurz als möglich zu fassen; und ich sah voraus, daß ich, wenn ich jenen schwerern Weg einschläge, mein Ziel nicht ohne große Umschweife würde erreichen können. Ob ich es erreicht habe, müssen Sie und Ihre Mitleser entscheiden: wenigstens wünsche ich es; und zwar wünsche ich es, wie Sie mir leicht zutrauen werden, der Sie meine Entfernung von aller schriftstellerischen Selbstsucht kennen, gewiß nicht der Mühe wegen, die ich an die Ausarbeitung einiger Bogen verwandt haben kann, sondern der Sache selbst wegen. Es wäre doch schlimm, wenn es der kritischen Philosophie wie dem Nile ergehen sollte, der seine Segnungen durch sieben große und tausend kleine Ströme ergoß, ohne daß uns Jemand, bis ganz

vor kurzem, zu erzählen wufste, wo er denn eigentlich entspringt.

I. Erfahrung, was sie sei?

Wären die Wörter, deren wir uns zur Bezeichnung unserer Vorstellungen und Begriffe bedienen, immer von unsrer eignen Erfindung, oder das Werk unsers eignen Nachdenkens, so könnte die Schuld nur an dem Mangel unserer Aufmerksamkeit liegen, dafs wir sie, wie es täglich und stündlich von uns geschieht, auf Gegenstände anwenden, die entweder gar nicht da, oder für die doch diese Wörter ganz irrig gebrauchte Zeichen sind. Wie oft sprechen wir nicht von Dingen, die wir zuverlässig erfahren haben wollen, ohne einmal zu wissen, was Erfahrung sei, und wie sie sich von blofser Wahrnehmung unterscheide? Wörter sind Current-Münze, die wir mit der Sprache, in

der wir geboren werden, auf Glauben unsrer Väter in Empfang nehmen: im täglichen Umlaufe haben wir nur selten Anlaß, uns nach ihrem innern Gehalte zu erkundigen; wir geben sie aus, wie wir sie angenommen haben. Aber auch wenn dieser Anlaß wirklich vorhanden ist, wenn — um bei dem Worte Erfahrung, als dem Thema der gegenwärtigen Untersuchung, stehen zu bleiben — die Frage: was versteht ihr unter Erfahrung? schon wirklich in Anrege gekommen ist: haben nicht Dogmatiker und Skeptiker sich seit Jahrtausenden vergebens über die wahre Bedeutung dieses Ausdrucks gestritten? Betraf nicht in unsern Zeiten die gewaltige Gährung, die Hume unter den Denkern seines Vaterlandes hervorbrachte, lediglich den Begriff, den wir mit dem Worte Erfahrung verbinden sollen? ob es überhaupt einmal möglich sei, etwas zu erfahren? ob das stolze Wort Unsre Erfahrungen im Grunde etwas anders be-

deute, als dafs wir glauben, etwas erfahren zu haben, was wir doch nicht erfahren haben, nicht erfahren können? — Denn wie wollen wir eigentlich verstanden seyn, wenn wir sagen: wir haben etwas erfahren, oder wir haben eine Erfahrung gemacht?

Erfahrung kann nur von Thatsachen gesagt werden, von Dingen, die geschehen sind, und von denen man zu wissen behauptet, wie es geschehe, dafs sie solche Thatsachen werden können. Man traut sich zu, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung in dem vorliegenden Falle genau angeben zu können, und verläfst sich bei jedem andern Falle von eben der Art auf das Erfahrungsgesetz zwischen Ursache und Wirkung, das man ein für allemal für dergleichen Thatsachen entdeckt haben will. — Einen andern Sinn kann auch wirklich das Wort Erfahrung nicht haben, wenn es irgend einen Sinn haben

soll. Experimente, mit denen sich bis auf den heutigen Tag Physik, Chemie, Psychologie u. s. w. beschäftigen, zwecken immer nur darauf ab, das Gesetz zu finden, nach welchem auf eine gegebene Ursache (z. B. Sonnenschein) eine gewisse Wirkung (z. B. geschmolzenes Wachs) nothwendig erfolgen, und, umgekehrt, bei einer gegebenen Wirkung nothwendig auf die Existenz einer bestimmt vorhergegangenen Ursache (hier ist geschmolzenes Wachs, oder hier ist ein Kassendefekt, also —) zurückgeschlossen werden müsse. So lange die Physik diese Nothwendigkeit bei einem aufgegebenen Erfahrungsfalle nicht erkannt hat, ist sie noch immer beim Experimentiren: der Physiker hat dann bloß noch wahrgenommen, daß im Sonnenschein das Wachs unter gewissen (veränderlichen) Umständen zu schmelzen pflege, aber er hat noch nicht erfahren, unter welchen Umständen und Voraussetzungen es

nothwendig sei, daß Wachs im Sonnenschein schmelze.

Gleich hier aber strömen uns schon von allen Seiten die skeptischen Fragen entgegen: was ist Ursache? was ist Wirkung? was ist nothwendiger Zusammenhang zwischen beiden? wie war es möglich, zu erfahren, daß dieser Zusammenhang nothwendig war? — Der Physiker, sagst du, experimentirt, um beim Schmelzen des Wachses im Sonnenschein den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, das Gesetz nach welchem die Sonne auf Wachs wirkt, zu erfahren. Wie will er das aber erfahren, wenn er von Sonne und Wachs nichts weiter kennt, als ihre Erscheinungen, oder, mit andern Worten, als die Vorstellungen, die er, auf das Zeugniß seiner Sinne, von diesen Aufsendingen zu haben gewohnt ist? Müßte er nicht in die Aufsendinge selbst erst hinüber gegangen seyn, um sich von dem nothwendigen

Zusammenhänge zu unterrichten, den diese Aufsendinge mit dem, was in ihm vorgeht, mit seinen Vorstellungen, haben, ehe er sich herausnehmen kann, von der Vorstellung auf das Aufsending, und von diesem auf jene zu schliessen? Auf welcher Brücke hätte er denn wohl diesen Übergang gemacht? Durch welches Medium wäre er von jener zu diesem hingekommen? Durch das Medium seiner Sinne, sagst du? Als ob das Bewußtseyn, durch das Medium des Auges zu sehen, durch das Medium des Ohrs zu hören u. s. w., nicht eben sowohl eine Vorstellung, wie alle andre Vorstellungen von Aufsendingen, wäre. Vor allen Dingen zeige uns erst eine Möglichkeit, wie die Vorstellungen, die du dir von dem Seyn der Dinge, von dem Zusammenhänge der Ursachen und Wirkungen aufser dir und untereinander, von den Gesetzen, die es der Sonne nothwendig machen sollen, das Wachs zu schmelzen, und dem Wachse,

von der Sonne geschmolzen zu werden, innerhalb deines denkenden Ich machst, mit dem, was in diesen Aufsendungen vorgeht, irgend eine nothwendige Übereinkunft haben können. Kannst du uns nur vor der Hand erst begreiflich machen, wie Erfahrung möglich sei, so wollen wir dir gerne den Beweis erlassen, daß der Physiker durch Experimentiren zur Erfahrung gelange.

II. Erfahrung, wie sie möglich sei?

Schwerlich wird Jemand, der diese Bedenklichkeiten erst recht gefaßt hat, so keck seyn zu behaupten, daß die Nachfrage des Skeptikers nach der Möglichkeit der Erfahrung eine leere Sophisterei sei, die sich von selbst widerlege. Jede Berufung auf die wirkliche Erfahrung, um daraus auf die Möglichkeit derselben zurückzuschließen, ist ein logischer Zirkel, worin man sich herumdreht, ohne aus der Stelle zu kommen, eine *Pe-*

titio principii, wo man das als zugestanden voraussetzt, worüber noch gestritten wird. Wer sich auf seine Erfahrung beruft, daß die Sonne das Wachs wirklich schmelze, weil er ja, um geschmolzenes Wachs zu sehen, weiter nichts nöthig habe, als daß er es in die Sonne lege, der hat vergessen, daß er bei seiner Berufung auf sein *S e h e n* selbst einräume, von dem Schmelzen des Wachses in der Sonne nur so viel erfahren zu haben, als er nach seiner *A r t z u s e h e n*, die im Grunde nichts mehr oder weniger, als eine gewisse *V o r s t e l l u n g s a r t* ist, davon hat erfahren können. Immerhin mag das, was er beim Schmelzen des Wachses gesehen hat, mit dem, was in der Sonne und im Wachse vorgegangen ist, auf das vollkommenste übereinstimmen — welches gewiß eine sehr milde Voraussetzung ist — so ist es doch unmöglich, daß er von dieser Übereinstimmung — ich will nicht einmal sagen, etwas erfahren, son-

dern — nur eine vernünftige Muthmaßung haben könne. Denn da er selbst zugiebt, daß der Gesichtssinn das Medium sei, wodurch er zu der Vorstellung gekommen ist, daß etwas zwischen den beiden Aufsendingen, Sonne und Wachs, vorgegangen sei, was ihm als eine Schmelzung erscheint, so gesteht er zugleich, daß der wirkliche Gegenstand seiner Vorstellung nicht Sonne und Wachs unmittelbar und für sich allein, sondern Sonne und Wachs durch ein Medium sei. Nun kann aber Niemand von der Beschaffenheit eines durch ein Medium erkannten Objekts für sich allein etwas wissen, ehe er das Medium davon abgesondert hat. Wenn ich die Sonne durch das Medium eines schwarzen Glases sehe, so ist der Gegenstand meiner Vorstellung nicht die Sonne an sich selbst, sondern die Sonne durch das Medium. Sondere ich in dieser Vorstellung das Medium des geschwärzten Glases von der Sonne ab, erst dann bleibt mir in meiner Vorstellung ein

Residuum, was mir als die Sonne an sich selbst erscheint. Nun lassen sich zwar viele dergleichen Experimente, die Objekte von ihren Mediat-Vehikeln zu trennen, ohne die mindeste Schwierigkeit und mit dem besten Erfolg bei Gegenständen der Sinne anstellen. Wie will ich aber die Sinne selbst von ihren Gegenständen absondern? Wie komme ich je dahin, nach Abzug des Sinnen-Vehikels ein Residuum übrig zu behalten, was mir als das Ding an sich selbst erscheinen muß? Oder stände ich etwa in dem Wahne, daß es sich mit Objekten, die ich vermittelst der Sehestrahlen wahrnehme, eben so verhalte, wie sich die gesehene Abbildung eines Menschen zu dem gesehenen Originale verhält: so wird mich jede Optik bald eines andern belehren. Ich muß also nothwendig gestehen, daß ich von dem wirklichen Objekte meiner Sinne immer nur so viel erfahren kann, als sich durch das Medium

eben dieser Sinne davon erfahren läßt, und daß man mich nicht etwa in ein dialektisches Netzwerk zu verwickeln meine, wenn man mir zumuthet, hinter der Vorstellung noch etwas anders zu suchen, was man aus bloßem Muthwillen (*sans rime sans raison*) das Ding an sich nenne, sondern daß ich bei Gegenständen, die ich durch das Medium der Sinne erkenne, vernünftiger Weise gar nicht umhin kann, nach einem Dinge an sich zu fragen, welches nach Abzug des vermittelnden Sinns als das wahre Residuum übrig bleibe.

Es ist sonach ein vollkommen zweckmäßiges Geschäft, was uns unsere Vernunft aufgibt, vor aller weiteren Nachfrage nach der Wirklichkeit der Erfahrung, und gerade als ob es keine wirkliche Erfahrung je in der Welt gegeben hätte, zu untersuchen, ob Erfahrung überhaupt auch möglich sei, und unter

welchen Bedingungen und Voraussetzungen sie es sei?

Ich glaube mir die Auflösung dieses Vernunft-Problems einigermaßen erleichtern zu können, wenn ich mir den Weg dazu durch ein bekanntes, und zwar uraltes, *) Gleichnifs bahne. Man hat schon

*) *Sexti Empirici Pyrrh. Hypotyp. Lib. I. §. 41. ed. Mund.* (Nach der Buhleschen Übersetzung.) „Die Spiegel zeigen nach ihrer Verschiedenheit die äufsern Gegenstände bald sehr klein, wie die Hohlspiegel; bald sehr lang und schmal, wie die konvexen Spiegel. Einige stellen den, der in den Spiegel sieht, in umgekehrter Richtung dar, den Kopf unten, und die Füße oben. Da nun von den Gefäßen der Augen einige bald mehr hervorstehen wegen der Konvexität, andere mehr hohl sind, andere horizontal liegen: so werden wahrscheinlich auch hierdurch die Vorstellungen verändert; und Hunde, Fische, Löwen, Menschen, Heuschrecken sehen dieselben Gegenstände weder der Gröfse, noch der Gestalt nach auf gleiche Weise, sondern so, wie das Gesichtsorgan eines jeden den Eindruck modificirt.“ (Eine ähnliche

in den frühesten Jahrhunderten der Philosophie das Gleichniß vom Spiegel gemißbraucht, um von unsern Vorstellungen eine falsche Vorstellung zu geben. Hier meine ich einen nicht üblen Gebrauch von einem ähnlichen Spiegel - Gleichnisse zu machen, wenn ich es auf eine Idee anwende, die es wohl verdient, daß sie unsere ganze Aufmerksamkeit beschäftige; und der Spiegel, dessen ich mich zu dieser Absicht bedienen will, sei, der falscheren Darstellung wegen, ein Hohlspiegel. *) Ein Hohlspiegel giebt eine

Bemerkung von Pyrrho selbst führt Diogenes Laërtius an. *Lib. IX. p. 683. ed. Casaub.*)

*) Ich entlehne diese Spiegel - Prosopopoeie aus einem Briefe an Herrn Geheimenrath Jacobi, den ich im *Genius der Zeit* (Febr. 1800) abdrucken ließ, itzt um so zuversichtlicher, da sie auch meinem Freunde de Villers die Sache, die hier abgehandelt wird, so zweckmäfsig zu verdeutlichen schien, daß er kein Bedenken trug, in seiner *Philosophie de Kant* p. 110 f. Gebrauch davon zu machen.

ganz andere Art der Vorstellung von Gesichtsbildern, als ein Planspiegel. Der Hohlspiegel, wenn er denken könnte, würde gewiss seine Objekte in den Bildern des Planspiegels nicht wieder erkennen. Wir aber, die wir uns beide Spiegel, des Gleichnisses wegen, als denkende Wesen denken, würden erkennen, daß es dem Hohlspiegel unter der beharrlichen und unveränderlichen Form, die er nun einmal haben muß, wenn er ein Hohlspiegel seyn soll, leicht möglich seyn würde, das Gesetz zu finden, nach dem alle seine Wahrnehmungen von Gesichtsbildern in einem nothwendigen Zusammenhange, sowohl unter einander als mit der beharrlichen Hohlspiegelform seiner eignen Vorstellungsart, stehen müßten. Es wäre unmöglich, daß ihm je ein Objekt unter der Form eines Planspiegels, oder überall unter irgend einer andern Form als seiner eignen, erscheinen könnte. Seine anschaulichen Objekte ständen folglich durchgän-

gig unter der Idee einer Einheit, die für alle mögliche Objekte, welche ihm jemals vorkommen könnten, gleich *a priori* gesetzgebend wäre.

Gesetzt nun weiter, der Mensch erkennte in sich selbst etwas ursprünglich Faktisches und Gegebenes, was sich mit der Form eines Planspiegels, oder eines Hohlspiegels — wie ihr wollt — analog denken liefse: so würden, dünkt mich, aus dieser ursprünglichen Form des Menschen alle die Resultate hervorgehn, die uns in dem Gleichnisse eines Spiegels auffielen. Nun nehme ich es, doch nur bittweise, für erwiesen an, daß es in der Vorstellungsart des Menschen allerdings etwas gebe, was ganz bestimmt die ursprünglich unveränderliche Einheit in seiner Art zu sehen — worunter ich alles begreife, was wir durch unsere Sinne überhaupt in Verbindung mit unserm intellektuellen Vermögen erfahren — genannt zu werden verdiene. Ich muß also, ohne

mich länger bei Gleichnissen und Vorbe-
griffen aufzuhalten, itzt zur Entstehungs-
art der Erfahrung selbst, ihrer Möglich-
keit und Wirklichkeit nach, übergehen,
um mir zu der Aufstellung des gemein-
schaftlichen Princip, die der eigent-
liche Zweck dieses Aufsatzes ist, freie
Bahn zu machen.

III. Gesetzgebende Idee für äußere
Gegenstände, wie sie möglich sei?

Was Cartesius, sehr irrig, von der
Gottheit sagte:

„die bloße Idee, Möglichkeit einer Gott-
heit zu denken, macht schon, daß die
Gottheit für uns wirklich wird.“ —

das läßt sich, buchstäblich wahr, von der
Erfahrung sagen:

„die bloße Idee, Möglichkeit der Er-
fahrung zu denken, macht schon, daß
die Erfahrung für uns wirklich wird.“ —

Die bloße Idee dieser Möglichkeit, aber

vollständig und mit allen ihren Bedingungen gedacht, ist weit mehr als ein *Principium cognoscendi* der Erfahrung: sie ist (mit den Scholastikern zu reden) ihr *Principium essendi* selbst. Das Innere der Natur, oder das Universum wie es an sich selbst ist, wird nach dieser kritisch berichtigten (nicht Fichtischen) Idee für mich das Äußere, und nur das in und an ihr, was Objekt meines Erkenntnisvermögens werden kann, oder die idealisirte Natur, für mich das Innere.

Den ausführlichen Beweis dieser kühnen Behauptung hat die Kritik der reinen Vernunft unternommen. In beständiger Beziehung auf dieselbe begnüge ich mich, ihn hier nur auf einige wenige seiner Hauptmomente zurückzuführen.

Schon gleich der erste kritisch vernünftige Gedanke, wie Erfahrung möglich sei, enthält die stillschweigende Abfertigung eines uns nur zu lange vorge-spiegelten Halbgedanken, als ob wir von

den Dingen an sich etwas erfahren könnten. Das Problem, welches unsre Vernunft sich im Punkte der Erfahrung aufgibt, betrifft nicht die unmögliche, sondern die mögliche Erfahrung. Denn wie wollten wir es, wie ich so eben aus dem Munde des Skeptikers bemerkte, wohl anfangen, von irgend einem Gegenstande unsrer Anschauung zu erfahren, wie er an sich selbst beschaffen sei, da es uns doch unmöglich ist, auch mit der lebhaftesten Einbildungskraft das Medium unsrer Sinne von ihm abzusondern? Was würde wohl von dem Gegenstande für unsre Anschauung und Erkenntniß übrig bleiben, wenn wir alles von ihm wegäächten, was zur Anschauung selbst gehört? Zieht eure sämtlichen Sinne von dem Gegenstande ab: was ist das Residuum? Nicht einmal das Phantasma eines Gegenstandes, geschweige irgend eine reelle Materie selbst. Wird der Hohlspiegel unsers Gleichnisses, wenn er, zugleich mit dem Planspiegel,

von dem Objekte seiner Anschauung abstrahirt, eben dadurch eine Vorstellung von dem gegenüber stehenden reellen Substrate bekommen? Läßt sich's auch nur in einem Feen-Mährchen zusammenreimen, daß beide, in dem Augenblicke da sie ihre Vorstellung von allem abgezogen hatten, was an dem Objekte anschaulich war, nun zu ihrer Verwunderung erfuhren, wie ihren so disparaten Anschauungen immer nur ein und dasselbe gemeinschaftliche Substrat zum Grunde gelegen hatte?

Ich schränke mich sonach lediglich auf die Objekte der Sinne ein, und verstehe darunter — was sich billig von selbst verstehen sollte, wenn es nicht Menschen gäbe, die alles verstehen, nur das Einzige nicht, was sich von selbst versteht — verstehe also namentlich und ausdrücklich darunter: die äußern Objekte, und zwar weder, wie sie an sich nach Abzug des Mediums der Sinne existiren (denn davon weiß ich nichts), noch wie sie in der

Vorstellung nach Abzug eben dieses Mediums existiren (denn das wäre ein bloßer Gedanke), sondern wie sie in der wirklichen Vorstellung meiner Sinne leiben, leben, und da sind: das Pferd als das wirkliche Pferd vorgestellt, und so auch das andere Thier, das Rind, das Federvieh, das Gartengewächs, das Weltmeer u. s. w., jedes unter der Sinnenform, unter der wir es — nicht erdichten, nicht als existirend zu erkennen wähnen, meinen, oder glauben, sondern — für wahrhaft existirend anerkennen. Und frage: wie ist von diesen Gegenständen unsrer Sinne Erfahrung möglich? wie ist es möglich, von Dingen, die zwar ihrem wirklichen Daseyn, aber nicht ihrer innern abstrakten Beschaffenheit nach von uns wahrgenommen werden können, in irgend einer Rücksicht den nothwendig wahren Zusammenhang zu erfahren?

Wären unsre Sinne ein so reines, mit sich selbst bestehendes, ursprünglich un-

wandelbares Medium der Darstellung, wie es, vergleichungsweise, die Spiegelform für den Spiegel ist, so wären diese Fragen schon *ipso facto* durch das bloße Daseyn der Sinne beantwortet. Wir besäßen dann an unsern Sinnen eine Einheit, die uns zum Mafsstabe für alles, was sich uns von aussenher durch das Medium derselben darstellte, dienen könnte; wir sähen sofort eine Möglichkeit ein, etwas von äufsern Gegenständen zu erkennen, was, sofern sie sich auf diese Einheit bezögen, und sich dadurch ausmessen ließen, nothwendig wahr seyn müßte. Allein es fehlt viel daran, daß unsere Sinnen - Organe solche *organa* oder Instrumente der objektiven Erkenntniß wären, wie wir sie für das Bedürfnis einer nothwendig wahren Erfahrung brauchen: sie sind alle gebrechlich, veränderlich, nichts weniger als zuverlässige Mafsstäbe äufserer Objekte. Der Gelbsüchtige sieht an eben dem Gegenstande lauter gelbe

Farben, wo der Mensch im gesunden Zustande lauter weisse erkannte; der Eine hört in einer gewissen Verbindung der Töne die lieblichsten Akkorde, wo der Andere den unleidlichsten Misslaut vernimmt u. s. w. Wir würden uns also auch mit den Gegenständen unsrer Sinne in eben der mislichen Lage befinden, in die wir uns kurz vorher bei den Dingen an sich versetzt sahen: Erfahrung von ihnen würde für uns unmöglich seyn, wenn unsrer Sinnlichkeit im Ganzen nicht glücklicher Weise, bei aller übrigen Veränderlichkeit ihrer Darstellungen, doch Eine Darstellungsart eigen wäre, die gar keiner Veränderung unterworfen ist — nämlich die Vorstellungsart in Raum und Zeit.

An dem Raume haben wir einen sichern Maßstab anschaulicher Objekte, der für alle menschliche Subjekte überall und unter allen Umständen immer der nämliche ist; und eben so unwandelbar und allgemeingültig, wie wir den Raum in seinen Aus-

messungen finden, ist auch die Zeit in den
ihrigen. *) Raum und Zeit sind zwar
Thatsachen, aber keine empirische. Die
Axiomen und Postulate sind darum, weil
sie aus diesen Thatsachen hervorgehen,
doch nicht weniger *a priori*. Niemand
darf befürchten, daß sich mit den That-
sachen des Raums und der Zeit etwa irgend
künftig einmal auch ihr *a priori* verän-
dern möchte. Was der, durch Vernunft

*) Es ist sehr merkwürdig, daß die besondere
Natur des Raumes und der Zeit schon den Eleati-
kern Anlaß geben konnte, solche wichtige meta-
physische Probleme aus der tiefsten Tiefe der-
selben aufzuwerfen, wie Aristoteles deren einige
in seinen physischen (oder vielmehr metaphy-
sischen) Vorlesungen (*Ausculpt. Natur. Libb.*
VIII. cum comm. Iul. Pacii, Francof. 1596.
Lib. IV. c. 14.) anführt, der mit allem seinem
Scharfsinne doch nicht vermögend war, sie nur
einigermassen befriedigend aufzulösen. Aber noch
weit merkwürdiger ist es — wird es wohl ewig
bleiben — daß es dem menschlichen Geiste gelin-
gen konnte, ihre transcendente Form zu
entdecken.

kritik gereinigten, Transcendentalphilosophie ihren unschätzbaren Vorzug vor jeder andern Metaphysik giebt, ist gerade der Umstand, daß sie auf ein Faktum gegründet, und doch zugleich *a priori* ist. Durch die unveränderliche, mit sich selbst bestehende, allgemeingültige Einheit des Raums und der Zeit, verbunden mit der unendlichen Mannichfaltigkeit ihrer reinen Anschauungen und Konstruktionen, bekam die Mathematik vor allen andern Wissenschaften, die auf Anschauung beruhen, ihren Vorzug und ihren Werth der Apriorität; und eben diese Apriorität des Raums und der Zeit, von der die Mathematik nur eine Instanz ist, und die ich hier übrigens als längst erwiesen voraussetze — denn für den, dem sie immer noch unerwiesen ist, kann ich nicht geschrieben haben — giebt beiden gerade diejenige Brauchbarkeit, deren die Vernunft bedurfte, um sich Erfahrung als möglich zu denken. Aber wie?

Erfahrung, habe ich gesagt, ist der **erkannte** nothwendige Zusammenhang unter den Thatsachen — läuft also, da alle Thatsachen in der Zeit geschehen, darauf hinaus, ob ich über das, was in der Zeit geschehen ist, wahr oder falsch geurtheilt habe. Nun sind aber unsere Vorstellungen, sie mögen die Objektivität der Thatsachen, oder die Subjektivität unsers bloßen Denkens betreffen, ebenfalls etwas das in der Zeit geschieht. Und siehe, der einzige Umstand, daß keine unsrer Vorstellungen, selbst die vom Raume nicht ausgenommen, mit einer andern zugleich existirt, sondern daß alle successiver Natur sind, wird das wesentlichste Kriterium, wodurch wir das Objektive in ihnen von dem Subjektiven unterscheiden, ja sogar die von unserm Denken unabhängige Existenz der Aufsendinge beweisen. Das scheint widersprechend zu seyn, aber es hängt so zusammen.

Wäre nämlich das Vorher und Nachher

in der Succession unsrer Vorstellungen überall und unter allen Umständen von der Art, daß es nur auf die Tendenz unsers Denkens ankäme, wie sie auf einander folgen sollten (z. B. die Prämissen und die Konklusion eines Schlusses): so würde bei der Beurtheilung des mannichfaltigen Inhalts derselben die Zeit selbst immer nur als Inhalt, nie als Maß dieses Inhalts, in Anschlag kommen können. Da aber die Vorstellungen, um objektiv wahr zu seyn, dem Vorher und Nachher ihrer Objekte entsprechen müssen, die Zeitverknüpfung aber z. B. in der That-
sache eines Kanonenschusses ganz anders bestimmt ist, als in der eines Leichenge-
folges, oder in dem Beisammenseyn einer Tischgesellschaft: so wird auch die Succession der Vorstellungen an eben diese so verschiedenartigen Zeitverhältnisse gebunden seyn, und es wird nicht von der Gedankenfolge unsers Raisonnements abhängen, in welches Zeitmoment wir die

Wirkung des Schusses versetzen wollen, sondern wir werden die Kausalverknüpfungen, die uns in dieser Thatsache gegeben sind, genau in derjenigen Zeitordnung denken müssen, wie sie objektiv in der Zeit erfolgen. Mithin stehen unsre Vorstellungen vermittelt des Zeit - Mediums in einem nothwendigen Zusammenhange mit ihren Objekten, und diese Objekte bekommen nicht etwa ihr Daseyn von uns oder unserm Vorstellungsvermögen, sondern, umgekehrt, unser Vermögen, sie objektiv vorzustellen, hängt vielmehr von dem wirklichen Daseyn der Objekte ab.

Durch die Form der Verknüpfung, welche die Zeit von dem annimmt, was in ihr vorgeht, und nach der sich auch die Form der Verknüpfung in unsern Vorstellungen richtet, bekommt nun zwar das Mannichfaltige unsrer Vorstellungen eine durchgängig bestimmte Zeiteinheit. Allein das Mannichfaltige derselben in

—
einem Urtheile überhaupt, folglich auch in einem Erfahrungsurtheile, soll nicht zur Zeiteinheit, sondern zur Begriffseinheit verknüpft werden. Wie wird denn nun diese Duplicität der Einheit (wenn ich mich so ausdrücken darf) eine gemeinschaftliche Einheit der Erkenntniss, eine Verstandeseinheit, eine Erfahrung werden können? Sie kann es nur dadurch werden, daß beide zur Einheit eines einzigen Vernunft-Ich gehören. Eben dadurch, daß sie ursprünglich in einem einzigen denkenden und anschauenden Subjekte zu einer synthetischen Einheit (gerade dieser Ursprünglichkeit wegen *Synthesis a priori* genannt) mit einander vereinigt sind, eben dadurch werden sie die gemeinschaftliche Grundlage einer Erkenntnißart, in der sich alle Arten der Vorstellung, sie mögen ihren Stoff aus der Zeit oder aus dem Denkvermögen hernehmen, nach einerlei Verstandesgesetzen beurtheilen lassen. Das

bloſſe Denkvermögen, auf logiſche Prinzipien eingeſchränkt, kann wohl Vorſtellungen unter und mit einander verknüpfen, ohne ſich von ihrem materiellen Inhalte Rechenschaft zu geben. Aber das Erkenntniſsvermögen bedarf zu ſeinen Verknüpfungen noch außerdem einer Synthesis, um die Richtigkeit ſeiner logiſchen Kombinationen zu bewähren; und durch den materiellen Inhalt, den dieſe Synthesis an die bloſſe Vorſtellung knüpft, und aus den Thatſachen der Zeit in den Verſtand hinüberträgt, muß das Erkenntniſsvermögen die Realität ſeiner Erkenntniſſe, ſo wie durch die Begriffsform, die der Verſtand dazu hergiebt, die Verſtändlichkeit derſelben begründen. Wäre das Faktum der Zeiteinheit nicht in dem Ich eines einzigen denkenden und erkennenden Wesens mit der Begriffseinheit urſprünglich und von oben herab verbunden, ſo wäre die Duplicität der Prinzipien unvermeidlich: was *a priori* unläug-

bar wahr wäre, das könnte dem unerachtet *a posteriori* eben so unläugbar falsch seyn. Allein durch die mit sich selbst bestehende Einheit des Vernunft - Ich, in die beide synthetisch *a priori* verschmolzen sind, ist schon von oben herab dafür gesorgt, daß alles in unserm Erkenntnißvermögen nach einerlei Principien wahr oder falsch seyn muß. Wenn wir z. B. die Begriffseinheit des Grundes und der Folge in einem hypothetischen Urtheile für nothwendig wahr erkennen, so wird eben diese Form eines hypothetischen Urtheils, auf das Antecedens und Konsequens in der Zeiteinheit (z. B. auf das Vorher und Nachher in einem Kanonenschusse) angewandt, nicht weniger nothwendig wahr seyn müssen. Wir werden mit der vollkommensten objektiven Wahrheit sagen können, daß sich das Antecedens in dem vorhergehenden Zeitmomente eines Kanonenschusses genau so als Ursache zu der Wirkung in dem Kon-

sequens des nachherigen Zeitmoments verhalte, wie sich in einem hypothetischen Urtheile der Grund des Vordersatzes zu der Folge des Nachsatzes verhält; wir werden den nothwendigen Zusammenhang unter beiderlei Form, der Begriffseinheit und der Zeiteinheit, erkannt, wir werden eine Erfahrung gemacht haben.

Wie aber kamen wir denn nun dazu, diese Erfahrung zu machen? Durch die bloße Idee: denn im Grunde war sie es selbst, die uns diese Erfahrung machte. Sie gab uns in einer *Synthesis a priori*, von der sie, ehe sie sich zur kritischen Reflexion über die beiden ursprünglichen Thatsachen, Raum und Zeit, erweiterte, sich die vermittelnden Bedingungen nur gleichsam nach einem logischen Umriss zu skizziren vermochte, ein Schema der Beurtheilung, nach dem allein es uns möglich wird, etwas von den Objekten unsrer Sinne zu erfahren. Thatsachen der

Wahrnehmung, die diesem Schema entsprechen, d. h. bei denen sich die bloße logische Form mit der faktischen Form der Anschauung in Raum und Zeit zu einer reellen Schlussfolge verknüpft, sind bloß dadurch daß sie demselben entsprechen, wirkliche Erfahrung; eine andere Art zu erfahren, als vermittelt dieses Schema, giebt es für uns nicht, und kann es nicht geben. Kopernikus hätte nicht einmal den Gedanken haben können, sich, bei der Verschiedenheit unsrer Ansichten in dem Stande der Sonne und der Planeten, zur Einheit eines fixen Standpunkts für das Ganze unsers Sonnensystems zu orientiren, und die subjektive Successionsform seiner Wahrnehmungen (denn so lange sie nicht durchgängig durch ihr Objekt bestimmt war, konnte sie nicht objektiv heißen) durch die objektive Kausalverknüpfung einer allgemeingültigen Zeitrechnung (des Kalenders) zu bestimmen, wenn ihm nicht dieses Schema der *Synthesis*

a priori (oder, wie er sich ausgedrückt haben wird, des nothwendigen Zusammenhangs) vorgeschwebt hätte. Durch seine Konstruktion einer reinen trigonometrischen Anschauung nach logischen Gesetzen der Begriffseinheit machte er, daß die Natur, die sich uns hinter jener Verwicklung der Ansichten verbergen zu wollen schien, ihm gleichsam Stand halten mußte, um auf dem Wege der Erfahrung von uns erkannt zu werden. Für die Möglichkeit der Erfahrung überhaupt, die je gemacht ist, je gemacht werden wird, selbst der trivialsten, ist das Schema der *Synthesis a priori* das einzige konstitutive Gesetz. Wo der Gedanke sich nicht mit der Realität zu einer Schlussfolge, bei der beide einander bestätigen, verknüpft, da kann die Spekulation durch ihre Sublimität vielleicht unsere Bewunderung verdienen, aber unsere Erkenntniss durch die bloße Spekulation ohne *Synthesis* zu erweitern, ist unmöglich. Für die Wirklichkeit hingegen,

eine Übereinstimmung der empirischen Verknüpfung (z. B. zwischen dem Magnet und dem Eisen) mit dem Schema zu Stande zu bringen, ist das Gesetz der Synthesis nur regulativ, um da, wo die Erfahrung noch nicht gemacht ist, immer weiter zu experimentiren. Wir stehen mit unsern Wahrnehmungen von der Attraktion des Magnets, so lange wir diese nothwendige Übereinstimmung nicht entdeckt haben werden, nur noch bei dem Versuche; und Erfahrung werden diese Experimente der Entdeckung nur dann erst geworden seyn, wenn die Resultate derselben dem Schema der *Synthesis a priori* nach allen Kategorien überhaupt, und jeder derselben insbesondere, entsprechen werden.

IV. Architektonische Idee eines Weltganzen.

Wenn nun aber die ganze Welt der Erfahrung, die vor dem innern Auge meines

Geistes aufgegangen ist, in ihrer höchsten Vollkommenheit einer mechanischen Natur-Ordnung, wo mit sichtbarer Zweckmäßigkeit jedes Rad in das andere greift, vor mir dasteht; wenn Magnetismus, Galvanismus, Elektricismus, und jedes andere Aggregat empirischer Wahrnehmungen sich zur reinsten Synthesis (der transcendentalen Zeitform mit der logischen Form des Gesetzes) verknüpft hat; wenn alles durch-experimentirt, alles durcherfahren ist: wie denn weiter? Das schlechthin Äußere (gleichsam das Chaos) der Naturmaterie auf der einen Seite vor mir aufgestellt und geordnet: auf der andern gegenüber Ich selbst dastehend, das Vernunft-Ich, der ich der rohen Materie diese für meinen technischen Gebrauch so zweckmäßige reine Form ganz aus mir selbst gegeben habe (woran ich aber, allem Ansehen nach, wohl eine ganze Ewigkeit hindurch zu ordnen haben kann, ehe ich mit der Synthesis der möglichen Erfahrung fertig

bin) — welchen vernünftigen Zweck kann doch wohl dieses ewige Ordnen der Natur nach Begriffen an sich selbst haben? Das bloße Daseyn einer Uhr wird ganz zwecklos, wenn nicht auch ein vernünftiges Wesen existirt, was Gebrauch von der Uhr machen kann. Welchen Werth würde aber wohl beides, die Uhr sowohl als das vernünftige Wesen, seinem bloßen Daseyn nach, haben, wenn weiter nichts als die Bestimmung der Zeit der letzte und höchste Zweck des Uhrbesitzers wäre? Was hilft's mir, daß ich auf ein Haar zu bestimmen weiß, wie es in der Zeit ist, wenn ich die Zeit selbst schlecht anwende? Wie kann ich aber wissen, ob ich sie gut anwende, wenn ich sie nicht auf den Begriff des Zweckes beziehe? Nur durch Zwecke, die eine Beziehung auf Gut und Böse, nicht bloß auf Daseyn und Gewesenseyn, haben, bekommen meine Erkenntnisse einen Werth, den ihnen die Erfahrung allein nie geben kann. Der

Gegenstand der Erfahrung ist Wahrheit, ein für sich allein betrachtet weder guter noch böser Gegenstand. Durch den Zweck, den ich mit der Erkenntniß der Wahrheit verbinde, kann diese Wahrheit entweder gut oder böse für mich werden. Der Zweck selbst aber wird ein an sich, nicht bloß für mich, sofern ich existire (vegetire), guter Zweck, wenn er das Gute nur darum zum Gegenstande hat, weil es gut ist; da, wo es nicht diesen schlechthin reinen Gegenstand hat, sondern sich immer wieder auf das bloße Daseyn, d. h. am Ende, auf mein eignes Daseyn bezieht, ist er nicht der an sich selbst gute Zweck, sondern der Zweck für ein *Bonum mihi*.

Die Idee eines Wesens, das sich nur in so fern seiner Existenz würdig erkennt, als es durch sein Daseyn etwas bewirkt, was an sich selbst gut ist — welche Idee! Nach welchen Gesetzen wäre ein solches Wesen möglich? unter welchen

Voraussetzungen und Bedingungen? Eine Aufgabe, die mit jener im zweiten Abschnitte völlig einerlei ist, nur dafs sie da einen andern Gegenstand hatte. Dort war dieser Gegenstand die Möglichkeit der Erfahrung: hier betrifft er die Möglichkeit dessen, was an sich selbst gut ist. Dort fand die Vernunft die Gesetze für Wahrheit überhaupt in sich selbst, bedurfte aber einer Thatsache *a priori* (der Raum- und Zeit-Einheit), um sie auf Erfahrungsobjekte anwendbar zu machen. Auch hier fehlt es der Vernunft nicht an Gesetzen, die sie in sich selbst findet, um sich etwas zu denken, was an sich gut sei: aber wo ist das Factum *a priori*, um diese Gesetze anwendbar zu machen? Was hilft alle Spekulation über die Beschaffenheit eines Willens, der sich nicht nach empirischen, sondern durchaus reinen Zwecken, Motiven, und Gesetzen bestimme, wenn es unbegreiflich ist, wie ein solcher Wille

möglich seyn könne? Denn wie läßt sich's wohl durch die bloße Idee bewirken, daß ich, der ich mich als ein existirendes Wesen den transcendentalen Gesetzen der Natur-Kausalität untergeordnet erkenne, etwas wollen könne, was nach einem ganz andern Gesetze, als dem der Natur-Kausalität, erfolgen müßte, wenn mein Wille sich schlechthin *a priori* sollte bestimmen können? Wäre der menschliche Wille, wie er es seinem bloßen Daseyn nach in der Reihe der übrigen Naturwirkungen nothwendig seyn muß, durch lauter Gesetze des transcendentalen Denkens, so wie wir sie oben unter dem Schema der reinen Synthesis ausgemittelt haben, bestimmbar: so wäre ja das *Principium essendi* für die Möglichkeit des Wollens schon in dem für die Möglichkeit der Erfahrung zugleich mit enthalten, und folglich, ohne daß es noch einer weitem Untersuchung bedürfte, ein gemeinschaftliches Princip der prak-

tischen sowohl als der theoretischen Philosophie. Dann aber würde die Nachfrage nach der Möglichkeit eines reinen Willens ein ganz müßiges Problem seyn, das von selbst wegfiel, da ein reiner Wille unmöglich seyn würde.

Hier tritt nun abermals ein *Datum a priori* zu einer reinen Synthesis zwischen Vernunft und Willen in die Mitte, bei dem jedoch das *Principium essendi* für die Möglichkeit der Erfahrung nicht nur alle seine Anwendbarkeit verliert, sondern sogar damit, dem ersten Anscheine nach, in offenbarem Widerspruche steht: nämlich das *Factum a priori* der Freiheit. Der Wille ist uns als ein ursprünglich freier Wille gegeben, so wie die Form des Raums und der Zeit uns oben als eine ursprünglich reine Form der Anschauung gegeben war. Es bedarf also nur der Anwendung der gesetzlichen Idee eines Zweckes an sich selbst auf dieß faktische Me-

dium *a priori* der Freiheit, um zu begreifen, wie ein schlechthin reiner Wille möglich sei. Das Faktum selbst, daß Freiheit etwas ursprünglich *a priori* Gegebenes sei, nehme ich auch hier für erwiesen an, so wie ich vorher die faktische Ursprünglichkeit und Apriorität des Raums und der Zeit ohne weitem Beweis anerkannte.

Vorausgesetzt also, daß der Wille frei sei, so werden die logischen Gesetze, die aller transcendentalen *) Form der Beur-

*) Es ist zu verwundern, daß es scharfsinnige Logiker (unter denen ich hier nur den seligen Maimon nennen will) gegeben hat, die es gerade umkehren, und die transcendentalen Gesetze nicht aus der Logik, sondern diese aus jenen, deduciren wollen. Allein der Satz des Widerspruchs ist nicht darum wahr, weil das transcendente Ich ihn für wahr erkennt: er hat seine Wahrheit in sich selbst, und unabhängig von irgend einem Ich oder Du, dessen Art zu seyn neben den Bedingungen der allgemeinen Vernunft zugleich auf faktischen, speciellen, und eben darum

theilung, mithin auch der Beurtheilung moralischer Gegenstände vorangehen, sich keinesweges auf das Medium des Raums und der Zeit, auch nicht direkt auf die Erscheinung imputabler Handlungen, (wie denn auch im Punkte der Erfahrung sich die Kategorieen nicht direkt auf das was geschieht, sondern auf die bestimmte Form der Zeit, in der es geschieht, bezogen), wohl aber auf das Medium *a priori* der Freiheit, wodurch diese Handlungen ihre Imputabilität erlangen, beziehen müssen. Um mir eine Handlung so zu denken, daß der innere Gesetzgeber und Richter in mir sie mir als eine schlechthin und an sich selbst gute Handlung zurechnen könne, muß sie der Quantität nach für alle mo-

der sich selbst überlassenen allgemeinen Vernunft nicht durch und aus sich selbst erkennbaren, erst nachdem sie ihr anders woher, obgleich auch *a priori*, gegeben waren, von ihr wirklich erkannten d. h. transcendentalen Bedingungen beruht.

ralische Wesen (sowohl subjektiv als objektiv), der Qualität nach im höchsten Grade, der Relation nach in Beziehung auf eine intelligible Weltordnung, und der Modalität nach mit absoluter moralischer Nothwendigkeit gut seyn. Die Möglichkeit aber, eine Handlung zu seyn, auf die sich diese logischen Gesetze der Quantität, Qualität, Relation, und Modalität anwenden lassen, entspringt ihr lediglich aus der Thatsache *a priori* der Freiheit. Der Wille ist frei: also kann er sich in einer Alternative von Gesetzen, von denen das eine aus der Natur des Menschen, das andere aus der Freiheit seines Willens hergenommen ist, durch das letztere, mit Hintansetzung des erstern, bestimmen lassen.

Aus eben dieser Möglichkeit der Vernunft, *a priori* gesetzgebend für den freien Willen zu seyn, entspringt überdem noch eine andre: die architektonische eines Weltganzen, das zugleich nach einer

physischen und nach einer moralischen Weltordnung existirt. Aus der bloßen Idee, daß eine Welt, um ein Vernunftganzes zu seyn, nicht nur existiren, sondern auch für irgend einen absoluten Zweck existiren müsse, gingen die Gesetze hervor, nach denen wir ein solches Weltganzes beurtheilen müßten, wenn es wirklich seyn sollte. Durch die Anwendung dieser Idee auf das anderswoher gegebne Medium der Freiheit wird es der Vernunft zugleich möglich, sich das System eines Weltganzen zu machen, innerhalb dessen sie auf eben die Art für eine moralische Ordnung der Dinge gesetzgebend wird, wie sie es dort für eine physische Ordnung derselben ward.

Ich setze nur noch hinzu, daß in dieser architektonisch systematischen Anordnung der praktischen Vernunft eine zwiefache Synthesis enthalten sei, je nachdem sich die gesetzgebende Idee vermittelt des Freiheitsbegriffs entweder auf den Begriff

der Pflicht, oder auf den des Rechts bezieht; mithin eine durchgängige Reduktion dieser beiden letztern Begriffe auf ihre ursprüngliche Synthesis vor sich gehen müsse, so oft es darauf ankommt, in Sachen der praktischen Vernunft das nothwendig Wahre von dem scheinbar Wahren zu unterscheiden. So giebt es besonders in der Metaphysik des Rechts *) eine

*) Alle Metaphysik bezieht sich auf Physik (im weitesten Verstande): denn die Erscheinungen unserer physischen und moralischen Welt sind der natürliche Grund und Boden, auf dem sie sich anbaut, nicht um von dem, was physisch und moralisch erscheint, dogmatisch den Aufschluß zu geben, wie es an sich selbst ist, und warum alles nothwendig so an sich selbst seyn mußte, und nicht anders seyn konnte — das hiesse die Grenzen unsers menschlichen Wissens nicht metaphysisch, sondern hyperphysisch und über die Menschheit hinaus erweitern — sondern um unsere Ansicht der Erscheinungen so zu berichtigen, wie es theoretisch am wahrsten, und praktisch am würdigsten mit den Thatfachen unsrer Vernunft übereinstimmt,

Menge aus dem gemeinen Leben abstrahirter Verknüpfungen, z. B. unter der Rubrik des Eigenthumsrechts, des Eherechts, des Erbrechts, des Staatsrechts u. s. w., wo des Streitens über die letzten Rechtsgründe kein Ende ist, wenn man sie, diese empirischen Verknüpfungen, nicht auf ihre reine Synthesis zu reduciren weiß. Eine detaillirtere Auseinandersetzung würde mich hier zu weit führen, auch ohnehin überflüssig seyn für Leser, wie ich sie, wenn ich meine Absicht nicht ganz verfehlen sollte, ein für allemal habe voraussetzen müssen, die nämlich mit der Materie der Metaphysik der Sitten schon vollständig bekannt wären, und nur vielleicht noch eines wiederholten Fingerzeigs auf die ursprüngliche Organisationsform derselben bedurften, um sich

deren wir *a priori* nicht weniger gewiss sind, als wir *a posteriori* es jemals von den Thatfachen der Erscheinungswelt seyn oder werden können.

selbst zu verstehen; denen daher mehr mit dem bloßen Faden des Raisonnements, als mit der nochmaligen Abwicklung des ganzen Knäuels, gedient seyn mußte.

V. Gemeinschaftliches Princip der theoretischen und praktischen Philosophie.

Aus dem bisher gesagten ergibt sich, daß unserer Vernunft, unter den vielen andern Ideen, deren sie fähig ist, auch eine gesetzgebende für Gegenstände der Erfahrung sowohl als der Sitten beiwohne. Allein es ist nicht daraus zu ersehen, wie diese Idee das gemeinschaftliche Princip für zwei so verschiedenartige Systeme seyn könne, als theoretische und praktische Philosophie sind, von denen die eine alles auf Natur-Mechanismus, die andere alles auf einen ganz entgegengesetzten Begriff, auf den Begriff der Freiheit, zurückführt. Betrachtet man jeden dieser beiden Grundbegriffe als das eigen-

thümliche Princip eines andern Systems, was er auch im eigentlichsten Verstande ist, so dürfte sich schwerlich auf den ersten Anblick errathen lassen, woher das gemeinschaftliche dritte Princip kommen sollte, das zwei so streitige Principien, gleich zwei an der Oberfläche weit von einander geschiedenen Stammwurzeln, die tiefer unten in eine einzige Herzwurzel zusammenlaufen, zur Einheit eines Ganzen vereinigen könnte. Und doch giebt es allerdings ein solches drittes.

Nicht ohne Ursache leitete der Erfinder der kritischen oder Transcendentalphilosophie seine große Reform mit der höchst wichtigen, aber von sehr vielen Lesern bis auf den heutigen Tag kaum halb verstandenen, Frage ein: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? wie ist es möglich, vor aller Wahrnehmung eines Gegenstandes überhaupt (*a parte ante*) über das Seyn oder Nichtseyn irgend eines Gegenstandes zu urthei-

len? Wie *Synthesis* nach der Wahrnehmung (*a parte post*) möglich sei? brauchte nicht gefragt zu werden; denn was ich in Raum und Zeit wahrnehme, ist schon ein Objekt, das sich mit einem bereits vorhandenen Erfahrungsbegriffe synthetisch verknüpfen läßt; wenn ich Peter oder Paul wahrnehme, so ist mir der Begriff Mensch schon gegeben: aber wie ist diese Verknüpfung *a priori* möglich? wo ist das Faktum *a priori*, das dem Begriff *a priori* entspräche? Man sah wohl, daß *Synthesis a priori* in der Kritik der praktischen Vernunft noch eben die Rolle fortsetzte, mit der sie in der Kritik der theoretischen Vernunft aufgetreten war; auch konnte Niemand sich einfallen lassen, etwas bedenkliches dabei zu finden, da ja auch in der Kritik der praktischen Vernunft von Gegenständen die Rede war, die nach intellektuellen Gesetzen zur Wirklichkeit kommen sollten. An die Haupt-Idee aber, nach

der diese *Synthesis a priori* das gemeinschaftliche Band für beide kritische Systeme ward, dachte man so wenig, daß man sogar nach und nach anfang, den Schlufsstein *), der noch zur gänzlichen architektonischen Vollendung des kritischen Doppelgebäudes fehlte, nämlich den Begriff der Freiheit, für das gemeinschaftliche Princip selbst zu halten, und sich bloß deßwegen auf eine ganz falsche Fährte verirrte. Man übersah die triftigen Gründe, aus denen der Urheber der kritischen Philosophie es gleich Anfangs für unmöglich erklärt hatte, daß der Begriff der Freiheit sich auch auf den theoretischen Theil derselben sollte ausdehnen können; und wir bekamen, aller dieser Warnungen ungeachtet, eine theoretische Philosophie der Freiheit, nach der sich auch eine Uhr für frei halten

*) S. die Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft.

könnte, wenn sie im Stande wäre, über ihren eignen Mechanismus zu reflektiren. Und so ist es denn desto weniger befremdlich, daß *Synthesis a priori* fast nur noch beiläufig, und als ein Begriff, der eigentlich nur in der Kritik der theoretischen Vernunft Sitz und Stimme hätte, in Betrachtung kam.

Allein ein Begriff von einem so ursprünglichen Range, wie *Synthesis a priori*, wird seiner angestammten Würde darum noch nicht verlustig, weil ihm nicht Jedermann sie ansieht. Die Kritik selbst hat ihn keinen Augenblick als die gemeinschaftliche Erkenntnisquelle, oder mit andern Worten, als das gemeinschaftliche Princip und allgemeine Bindungsmittel für beide Systeme aus den Augen verloren; und es bedarf nur einiger Aufmerksamkeit, um es überall, wo nothwendige Verknüpfung eines Objekts mit einem Begriffe die Lösung ist, dafür zu erkennen.

Alle Erkenntnis betrifft die Frage: ob

das, was ich mir von dem Gegenstande meiner Vorstellung denke, wahr oder falsch sei? Wie will ich nun diese Frage beantworten, wenn ich keine Regel, kein Kriterium habe, woran ich die falsche Verknüpfung eines Gegenstandes mit meiner Vorstellung von der wahren unterscheiden kann? Wo wollte ich aber diese Regel wohl hernehmen, wenn ich, wie ich mich oben ausdrückte, aus mir selbst herausgehen müßte, um sie zu suchen? wenn ich sie nicht in mir selbst, und zwar, da das logische Denken hier nicht zureicht, sondern eines Faktums bedarf, zugleich dieses Faktum in einer *Synthesis a priori* fände, die für alle mögliche Verknüpfungen von eben der Art gilt?

In der theoretischen Philosophie, wo von wahren oder falschen Verknüpfungen physischer Gegenstände mit meinen Vorstellungen die Rede ist, muß alle empirische Verknüpfung auf *Synthesis a priori*

zwischen dem Gesetze und der ursprünglichen Anschauung des Raums und der Zeit zurückgeführt werden. Nur diejenige Erkenntniß, die nach diesem allgemeinen Maßstabe durchgängig und unveränderlich bestimmt ist, kann eine objektiv-wahre von Gegenständen der Erfahrung seyn.

In der praktischen Philosophie, wo es auf Verknüpfung moralischer Objekte — dieß Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen — mit meinen Vorstellungen ankommt, und wo ich wissen will, ob das, was ich davon denke, wahr oder falsch sei, muß alles auf *Synthesis a priori* zwischen der gesetzgebenden Vernunft und der ursprünglichen That-
sache der Freiheit reducirt werden. Überall, wo von Imputabilität die Frage ist, steht das Faktum der Freiheit in unserm Selbstbewußtseyn dem Gesetze als Korrelat gegenüber; und ohne diese *Synthesis* giebt es keine Antwort. Wären

wir uns nicht bewußt, daß es von unserer eignen freien Wahl abhängt, ob wir das erkannte Gute thun, und das erkannte Böse lassen wollen, so würde die Frage: wie wir wohl eigentlich handeln würden, wenn das an sich selbst oder absolut Gute der wohlverstandene letzte Zweck aller unserer Handlungen wäre? eine müßige Spekulation, und Moral zwar ein schöner Gedanke seyn, den wir bewundern könnten, daß wir ihn hätten, der aber zu unserer Seligkeit weder in diesem noch in jenem Leben etwas beitrüge. Bloß dadurch, daß Freiheit eine Synthesis, ein Faktum, und zwar ein imputables ist, das dem Vernunftgesetze seine Ausführbarkeit giebt: bloß dadurch wird die Doktrin der Moral und des Rechts wahre objektiv gültige Metaphysik; und einen andern Grund konnte auch Kant nicht haben, da er sie, aller bisherigen Rangordnung zuwider, unter diesem Titel in die Philosophie einführte.

Da also der Begriff der Imputabilität hier nicht weniger praktisch unmöglich seyn würde, wie dort der Begriff der Erfahrung theoretisch unmöglich war, wenn sich die Spekulation über diese beiden Begriffe nicht durch Synthesis realisirte, Synthesis selbst aber *a posteriori* keine Realität hat, wenn nicht *Synthesis a priori* vorhergeht, so stehen beide unter einem gemeinschaftlichen Princip, das so lautet:

Ein jeder (physischer oder moralischer) Gegenstand ist nothwendig bedingt durch *Synthesis a priori*.

In dem einen sowohl als in dem andern Systeme unsers Wissens ist es folglich immer *Synthesis a priori*, vermittelt dessen die objektive Wahrheit, im Gegensatze der bloß subjektiven, erkannt wird und für uns da ist. Das einzige Kriterium, wodurch ich in beiden Fällen Wahrheit erkenne, ist die Möglich-

keit ihrer Reduktion auf *Synthesis a priori*. Mithin ist *Synthesis a priori* das gemeinschaftliche Princip der Erkenntnifs für Gegenstände der theoretischen und praktischen Vernunft; und vermittelt dieser *Synthesis a priori* macht die gesetzgebende Idee, daß diese verschiedenen Gegenstände für uns wirklich werden. Kein Philosoph hat vor unserm Kant auch nur von ferne eine Ahnung davon gehabt, daß es ein ursprünglich synthetisches Kriterium der objektiven Wahrheit in uns selbst geben könne. Wohl mochte die Vernunftkritik — geflissentlich sage ich es am Schlusse meiner Schrift noch einmal — ihr lehrreiches Geschäft mit der originalen Aufgabe anfangen: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich?

T H E O R I E
DER
K A T E G O R I E E N.

1795.

V O R B E R I C H T.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift ist mit den besten Kunstrichtern unsrer Zeit vollkommen überzeugt, daß sich über die Popularisirung philosophischer Systeme sehr viel — für und wider sagen lasse. Er findet die Bemühungen englischer und französischer Schriftsteller, die durch dieses Mittel die Werke ihrer tiefsten Denker auch den bessern Köpfen außerhalb der Schule zugänglich zu machen

wissen, der größten Nacheiferung würdig: aber nur unter der Bedingung, daß die Begriffe, die dadurch in Umlauf gebracht werden, den Geist des Systems, nicht den todtten Buchstaben ausdrücken, daß sie hell und fruchtbar sind, daß sie ein Interesse für die Menschheit haben, daß nicht der barbarische Zweck der Verdunkelung, sondern die wohlthätigen, die glorreichen Zwecke der Verdeutlichung der Aufklärung durch sie befördert werden.

Aufs Lehren und Lernen kann es bei kleinen journalistischen Aufsätzen nur selten angesehen seyn. Lernen kann Niemand ein System, als wer es im Zusammenhange studirt. Aber man kann sich die Erlernung desselben erleichtern, wenn man sich von einzelnen Theilen, die das Studium vorzüglich erschweren, eine vorläufige Übersicht verschafft hat.

Die gegenwärtige Schrift war Anfangs für ein Journal vermischten Inhalts bestimmt, und sollte sich in einem mittlern

Tone zwischen dem populären und dem Lehrton des Katheders erhalten. Sie sollte die Kategorien aus den Principien selbst entwickeln, und doch zugleich denen verständlich seyn, denen nichts schwerer wird, als zu den Principien hinauzusteigen. Sie sollte sich mit strenger Treue an das System anschließen, und durfte doch, als ein aus dem Ganzen gehobnes Bruchstück, von den Hauptstücken der transcendentalen Ästhetik und des Schematismus kaum einmal bittweise Gebrauch machen: eine Verlegenheit, die der Bemerkung der Kenner, besonders da, wo Grundsätze zu beweisen waren, nicht entgehen wird.

Der Verfasser wünscht mehr, als er hofft, daß es ihm gelungen sei, so vielen Schwierigkeiten auszuweichen, ohne seine dreifache Absicht einer kurzen, lesbaren, und doch nicht oberflächlichen Darstellung zu verfehlen.

E I N L E I T U N G .

Nach allem, was bisher zur Erläuterung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft geschrieben worden, lehrt doch die Erfahrung, daß kein Theil dieses Systems so häufig mißverstanden, oder vielmehr gar nicht verstanden wird, als das Hauptstück von den Formen der objektiven Erkenntnis, oder den Kategorieen. Nicht etwa nur Leser oder Leserinnen, die sich, des abstrakten Denkens ungewohnt, aus den Blumengefilden einer ganz andern Lese- welt zwischen die jähren Felswände der Vernunftkritik (allenfalls der sonderbaren Aussicht wegen) versteigen, sondern auch Denker von Profession, auch wahrheits- liebende Selbstforscher gestehen, daß es

ihnen noch immer äußerst schwer falle, sich von diesen Formen einen lebendigen, vom Schleier der Terminologie enthüllten, und dennoch rund und deutlich bestimmten Begriff zu machen. Ich habe einen berühmten Professor der Logik gekannt, der die Kantische Deduktion der Kategorien ausdrücklich in der Absicht gelesen hatte, um darüber zu schreiben, und am Ende mit Kopfschütteln und in einem komisch-ärgerlichen Tone die ausnehmende Genügsamkeit des Königsbergischen Reformators bewunderte, daß er die Zahl der Kategorien, anstatt auf 4, oder 12, oder 16, nicht lieber auf 365, und bei Schaltjahren noch auf eins darüber, gesetzt hatte. Von denen, die bei den Formen des Denkens sogleich an Schrot- und Kugelformen, an Gipspasten, an Druckpressen, an Weberstühle, und andere dergleichen äußere Formen der Materie, oft nicht ohne treffenden Scharfsinn, denken, will ich hier nicht einmal erwähnen.

Man erleichtert sich zuweilen die Übersicht eines großen, verwickelten, und schwer zu umfassenden Ganzen bloß dadurch, daß man die Haupttheile desselben näher in Gedanken an einander rückt. Ein zufälliger Schatten, mit dem sich die Lichtmassen einzelner Partien kontrastiren, bringt nicht selten in einer reichhaltigen Komposition Wirkungen hervor, auf die der Künstler bei dem ersten Überschlage seines Werkes kaum gerechnet hatte. Meine Wünsche sind erreicht, wenn ich nur durch die nähere Zusammenstellung der Theile, durch den Abstich des Lichts und des Schattens, zur leichtern Beurtheilung des unsterblichen Werks, das seit einigen Jahren so viele Köpfe und Hände in und außer Deutschland beschäftigt, etwas beigetragen habe: das Verdienst der Kürze wird meine Darstellung auf jeden Fall haben.

Ich gehe von einem Zustande des Denkens aus, der allen wachenden Menschen gemein ist, nämlich von dem Zustande

des Wachens selbst, und kontrastire diesen Zustand mit einem andern, den sich auch der Weiseste von Zeit zu Zeit gefallen lassen muß — nicht etwa mit dem Schläfe, wie es vielleicht Einige erwarten, die sich den Abstand lieber zu groß als zu klein denken möchten, sondern mit einem dem Schläfe zwar nahe verwandten, aber gleichwohl nicht mit ihm zu verwechselnden Zustande, einem Zustande, der bei aller seiner Formlosigkeit doch wenigstens auf einige Grade des Bewußtseyns Anspruch machen kann — kurz, dem Zustande des Träumens.

Es wäre eben so überflüssig als zwecklos, von dem seltsamen Kapriccio, der in der Stunde des leichten Schlummers seinen launigten Zepter über uns schwingt, eine weitläufige Beschreibung voranzuschicken: jeder Leser kennt ihn aus eigener, angenehmer oder unangenehmer, Erfahrung zur Gnüge. Hier sei es mir genug, an die unbegreifliche Leichtigkeit und Behendig-

keit zu erinnern, mit der dieser phantastische Genius der Träume, ohne sich an irgend eine Regel des Verstandes oder der Vernunft zu binden, von einem Gegenstande auf den andern überspringt, und die Gestalten der Dinge unter allen ersinnlichen Formen in grotesker Mannichfaltigkeit unter einander mischt. Um von einem so unbestimmten Gegenstande doch irgend etwas bestimmtes zu sagen, so gebe ich dem konsequentesten Träumer in der Welt zu erwägen, ob er sich wohl getraue, nur zwanzig Minuten hinter einander eine Summe Geldes nach einem feststehenden Münzfulse und nach den einfachsten Gesetzen der Quantität im Traume zu zählen? Meines wenigen Ermessens möchte es, wenn vom Wechselgeschäfte eines Traumes die Frage ist, weit eher Regel seyn, die Dukaten mit kupfernen Dreiern zu verwechseln, als sie gegen einander umzuwechseln.

Im Zustande des Wachens ist das alles ganz anders. Wer da nicht auf seine Ge-

fahr mit offenen Augen träumen will, den wird schon das Bewußtseyn seines persönlichen Interesse in die Nothwendigkeit setzen, die Objekte auf einen gemeingültigen, stehengebliebenen Mafsstab zurück zu führen. Er wird bald gewahr werden, dafs es, um nicht Scheidemünze für Gold hinzunehmen, Gesetze der Beurtheilung geben müsse, die nicht von seiner Willkühr abhängen, und die er nie aus dem Gesichte verlieren kann, ohne sich theils selbst zu seinem grofsen Schaden mißzuverstehen, theils von Andern mißverstanden zu werden. Das Daseyn irgend einer unabänderlichen und nothwendig zum Grunde liegenden Form der Beurtheilung dringt sich seinem ganzen Selbstbewußtseyn unwiderstehlich auf. Die einzige Frage kann nur die seyn, ob er den Mafsstab in sich, oder aufser sich suchen soll?

So viel sieht er nun wohl gleich bey der ersten und oberflächlichsten Untersuchung ein, dafs z. B. eine Elle, ein

Pfundgewicht, oder irgend ein anderes äußereres Mafs der Dinge, aufhören würde ein Mafs zu seyn, wenn nicht etwas vorherginge, was diese Sachen zu Mitteln einer gemeingültigen Ausmessung macht. Messen und Rechnen lernt der Mensch nicht dadurch, dafs ihm die Erfahrung Gegenstände darbietet, die sich messen, berechnen, oder zu Mitteln des Messens und Berechnens brauchen lassen; sonst würde der Schäferhund eben so nothwendig zählen lernen, als der Schäfer, und die Henne müfste eben so gut wissen, wie viele Eier sie gelegt hat, als die Bäurin es weifs: sondern er bringt die Gabe dazu ursprünglich mit auf die Welt. In dem Eindrücke, den ein Gegenstand, z. B. ein Wald, auf unser Bewußtseyn macht, steht nichts davon geschrieben, dafs sich die Bäume, aus denen der Wald besteht, auch zählen und messen lassen, so wenig als bei der zweiten, dritten, oder zwanzigsten Wiederholung eines Siegelabdrucks

irgend etwas Ähnliches mit einer Zahl zum Vorschein kommt. Die Gabe des Zählens, oder die Zurückführung verschiedener Gegenstände auf ein beharrliches, in Gedanken zum Grunde liegendes Mafs der Einheit ist ein Eigenthum des denkenden Wesens, das aus dem innern Schatze des Selbstbewußtseyns zu den äufsern Eindrücken der Sinne hinzukommt.

Man hat schon viel gewonnen, wenn man weifs, wovon die Rede ist. Einen Otaheitier mufs man nicht nach dem Princip der Ordnung in den Bewegungen des Zeigers an einer Uhr fragen. Hat er sich aber schon Begriffe von Räderwerk und Stahlfeder, und von dem Antheile, den jedes dieser Dinge an den Bewegungen des Ganzen hat, gemacht, so wird es ihm leicht begreiflich werden, dafs der Künstler von einem Princip der Übereinstimmung des Verschiedenartigen (der Räder, der Kette, der Feder u. s. w.) zur Hervorbringung eines Ganzen (der Uhr),

oder, mit andern Worten, von einem Princip der Einheit ausging, da er die Maschine einer Uhr erfand. Wäre der fremde Mann vollends schon in die Kenntniss der bewegenden Kräfte und in die Principien ihrer Verknüpfung eingeweiht, so würde es ihm ein Leichtes seyn, sich unter der Idee einer Uhr ein Schema von Uhren überhaupt zu machen, worin die Formen der bewegenden Kräfte mit den Formen der bewegten durchgängig in der vollkommensten Harmonie ständen, die Aufgabe möchte nun eine Cylinder- oder Spindel- oder irgend eine andere Art von Feder-Uhren betreffen.

Wir sind mit unserer Einsicht in das Innere der Natur viel weiter zurück, als der Otaheitier mit seinem Begriffe von dem Mechanismus der Uhr. Er hatte am Ende einen anschaulichen Begriff von dem Innern der Uhr: wir haben immer nur noch einen anschaulichen Begriff von dem Außern der Natur. Gott allein weiß,

was die Natur in ihrem Innern, oder, wie Kant es ausdrückt, an sich selbst seyn mag. Aber was sie in ihrem Äußern und zwar namentlich in ihrem Verhältnisse zu uns, zu unsrer Art zu sehen, zu unserm Erkenntnißvermögen seyn mag, das können auch wir, wenigstens in so fern, wissen, als wir uns der Gesetze unsers Verstandes bedienen, die uns gerade dazu von oben herab verliehen wurden. Diese kostbarste aller Naturgaben geflissentlich aus der Acht lassen, ihren Werth, ihren Einfluß verdächtig machen, hiefse den Geber verläumden, hiefse den Schatz, den wir an ihnen besitzen, anstatt dafür zu danken, und damit der Absicht gemäfs zu wuchern, nicht einmal haben wollen.

Schon Aristoteles hatte den Versuch gemacht, nicht zwar diesen Verstandesgesetzen selbst, aber doch gewissen Normalbegriffen, die uns zur Richtschnur und gleichsam zum Mafsstabe für alle andere Naturbegriffe dienen könnten, und mit

denen uns, seiner Meinung nach, unsere Erfahrung im Erfahren selbst versähe, auf die Spur zu kommen. Er glaubte, nicht ohne originellen Scharfsinn, seine Beobachtungen mit möglichster Genauigkeit anstellen zu können, wenn er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Zeichen richtete, wodurch wir unsere Vorstellungen und Begriffe einander mittheilen, nämlich auf den Wortgebrauch. Er bemerkte sonach, daß verschiedne unter diesen Wortzeichen sich durch etwas Mefsartiges auszeichneten, worauf man gar nicht umhin könnte, im Sprechen Rücksicht zu nehmen. So, wenn z. B. von Ausdehnung, von Gewicht, von Realität u. s. w. die Rede ist, und man gefragt wird: wie lang oder breit? wie viele Quentchen oder Pfunde? ist die Sache etwas, was man besitzen kann? tritt gleich aus dem Manichfaltigen der Sprache ein vollendeter Begriff von Quantität, Gröfse, Haben u. s. w. hervor, den Jedermann für bekannt

annimmt, und ohne den, wenn er nicht da wäre, alles andere Sprechen über den nämlichen Gegenstand vergebens seyn würde.

Es war schon viel gewonnen, daß Aristoteles diese Wurzelbegriffe, wie sehr er auch noch das eigentliche Princip derselben verkannte, von den übrigen abzu-sondern anfang, und ihnen unter dem Namen *Kategorie* ihr eignes Gebiet (gleichsam ihre eigne Jurisdiktion, *κατηγορεω*) anwies. Porphyrius meinte jedoch, vierhundert Jahre später, daß es noch andre Wurzelbegriffe außer diesen gäbe, die Aristoteles, da sie seiner Bemerkung in seinem größern Werke, dem *Organon*, nicht entgangen waren, auch hier aus dem Gesichtspunkte der Kategorie näher hätte beleuchten sollen. Allein die Begriffe der Gattungen, Arten u. s. w. — denn von diesen spricht Porphyrius nur — führen uns nicht auf die Erkenntniß von Zahl,

Mafs, Gröfse u. s. w., sondern sie ordnen das Verschiedenartige in den Gegenständen blofs unter Einheit des Bewußtseyns. Abmessen läfst sich durch die Einheit z. B. des Gattungsbegriffs Mensch nicht, was den Menschen zum Menschen im Gegensatze des Gattungsbegriffs Thier oder Pflanze macht, wie sich etwa durch den Begriff der Gröfse ein Mafsstab erfinden läfst, um z. B. das Quantum einer Waare auszumessen. Jene Einheit war ein Formalbegriff, um den Menschen nicht mit andern Geschöpfen der Erde zu verwechseln: diese letztere Einheit hingegen (Gröfse) ist ein Normalbegriff, um das Quantum der Waare zu erkennen. Jenes war ein logischer Denkbegriff für die Möglichkeit, von den Gegenständen nur überhaupt nicht falsch zu urtheilen: dieses ist ein transcendentaler Erkenntnissbegriff, (wovon unten das Nähere), für die Möglichkeit, etwas Bestimmtes von ihnen zu erfahren. Jenes

war ein Wortbegriff: dieses ist ein Realbegriff.

Vorausgesetzt also, dafs dergleichen Normalbegriffe wirklich bei uns zum Grunde liegen, wenn wir unsere Vorstellungen auf Zahl, Mafs u. s. w. zurückführen wollen: nach welcher Methode sollen wir sie klassificiren? so klassificiren, dafs wir nicht etwa, wie kurz vorher Aristoteles, die Realität nach dem Haben, anstatt umgekehrt, ab- und ausmessen, und dafs wir mit Gewifsheit wissen, nicht nur die rechten Normalbegriffe gefunden zu haben, sondern auch, dafs es ihrer weder mehr noch weniger geben könne? und was erkennen wir durch jeden derselben insbesondere?

Die Methode, deren Aristoteles sich bediente, nämlich sich aus dem Wörterbuche seiner Sprache Rath zu erholen, konnte ihm für diese Gewifsheit nicht die Gewähr leisten: nur einige seiner Kategorien sind wahre Wurzelbegriffe, und andere hat er ganz übersehen. Es giebt

aber allerdings eine bessere, und auf die sich auch Niemand besser als Aristoteles selbst verstanden hätte, wenn ihm nur der Radikalfehler seiner ganzen theoretischen Philosophie überhaupt erlaubt hätte, sich ihrer zu bedienen. Wie konnte er, der den Ursprung aller unserer Erkenntnisse ausschliesslich von den Sinnen ableitete, wohl darauf verfallen, sich reine Verstandesbegriffe zu denken? Die einzige Methode, Begriffe mit strenger Genauigkeit und Vollständigkeit einzutheilen oder zu klassificiren, ist die logische. Wer einmal begriffen hat, dass unser Selbstbewusstsein sich in Denkvermögen und Erkenntnisvermögen eintheilt — und wie hätte wohl Aristoteles sein Organon in ein systematisches Ganze ordnen können, wenn er das nicht eingesehen hätte? — der hat in diesem Fundamente des Selbstbewusstseyns schon gleich einen Eintheilungsgrund, der ihm die ganze übrige Klassifikation von selbst nachweist: nur muss

er das Princip des Erkennens nicht mit dem des Denkens verwechseln.

Ehe ich weiter gehe. — Ich habe mich anheischig gemacht, die Kantischen Kategorien zu erläutern, das heißt falschlich, wo möglich populär, darzustellen. Aber *Populo*, dem allgemeinen Menschenverstande, nicht *Plebeculae*, dem gemeinen Unverstande, nicht denen, die mit jenem Epigrammatisten ausrufen:

— — — — uns behagt der Irrthum gar zu
sehr!

Vernunft uns lehren, ist uns nur ein Irrthum
mehr. —

Wer in der Entwicklung unsres Selbstbewußtseyns nichts als Schlingen wahrnimmt, die sich entwickeln, um desto künstlicher zu verwickeln, der sei auf seiner Hut, oder erspare sich die Mühe der Analyse ganz; er streite aber, wenn er seine Bequemlichkeit allen andern Betrachtungen vorzieht, nicht über Dinge, die außer seiner Sphäre

liegen. Des Mitdenkens in einer Angelegenheit, wo alles von Anfange bis zu Ende aufs Denken ankommt, meine Leser durchaus zu überheben, steht nicht in meiner Macht, wenn ich es auch möchte. Das Einzige, was ich im Vorwege versprechen kann, ist, daß ich den ernstlichen Vorsatz habe, keine Schwierigkeiten zu machen, wo keine sind: ich werde sehr wohl zufrieden seyn, wenn der Leser seinerseits nur eben so wenige macht. — Ich schmeichle mir keinesweges, für jeden Leser ohne Ausnahme, weder für den, dem Zergliederungen dieser Art überhaupt noch fremde sind, noch viel weniger für den, der sich in der Gedankensphäre eines ganz entgegengesetzten dogmatisirenden d. h. vor der Kritik absprechenden Systems wie in einem Zauberkreise herumdreht, verständlich schreiben zu können. Wer je über die Mittheilung unsrer Gedanken durch das Medium der Sprache nachgedacht hat, und zugleich aus eigener Erfah-

rung weiß, wie schwer es hält, sich in eine ungewohnte Gedankenfolge hineinzudenken, der wird einen so unerreichbaren Grad der Verständlichkeit nie von irgend einem Schriftsteller mit Billigkeit erwarten. Mein Augenmerk bei der gegenwärtigen Schrift ist einzig und allein auf diejenige Klasse vorurtheilsfreier, im Denken geübter, und zugleich wahrheitsliebender Leser gerichtet, denen daran gelegen ist, sich von den Gründen zu unterrichten, auf denen die Kantische Deduktion der möglichen Erfahrung *a priori*, oder die Theorie der synthetischen Erkenntniß beruht, und denen die Entwicklung dieser Gründe, ob sie gleich in der Kritik der reinen Vernunft mit meisterhafter Genauigkeit und Vollständigkeit zu Stande gebracht ist, doch nicht so klar einleuchtet, daß sie die nachherigen großen Folgerungen, die dem gesunden Menschenverstande schon faßlicher sind, selbst daraus herleiten könnten. Dieser, freilich nur kleinen, aber

der Überzeugung vorzüglich fähigen und würdigen Klasse von Lesern habe ich hier durch die That zu beweisen gesucht, daß reelle Wahrheit etwas mehr als Terminologie sei, und daß man die Kritik, als ein System, mit dem Verstande fassen könne, ohne sie wie ein Wörterbuch dem Gedächtnisse einzuverleiben. — Auch diess im Vorbeigehen, und von nun an nichts mehr von der Art.

Ob man sagt, daß der Mensch aus Leib und Seele, aus Körper und Geist, aus einem animalischen und vernünftigen Theile bestehe, oder ob man den Ausdruck der Vernunftkritik wählt, daß der Mensch ein Ganzes sei, aus Receptivität und Spontaneität zusammengesetzt, ist nicht so gleichgültig, als es auf den ersten Anblick wohl scheinen möchte. Die letztere Art sich auszudrücken hat vor der erstern den Vorzug, daß sie bescheidner ist, und nicht

gleich im Vorwege Dinge voraussetzt, die, wo nicht mit Bestande Rechtens bestritten werden können, doch immer streitig gewesen sind, so lange es eine Philosophie in der Welt gegeben hat. Wer Seele und Leib, oder gar Seele, Geist und Leib, sagt, der maßst sich schon an, von denkenden, animalischen, und organischen Substanzen etwas zu wissen, was sich vielleicht nicht einmal wissen läßt, oder setzt sich doch wenigstens in den Verdacht, einen Besitzstand erschleichen zu wollen, zu dem er vielleicht auf dem ordentlichen Wege Rechtens ohne Chikane gelangen könnte. Wer sich hingegen auf die beiden Ausdrücke der Kritik einschränkt, der behauptet weder mehr noch weniger von sich selbst zu wissen, als was ein jeder Anderer auch weiß, nämlich dafs etwas in uns da sei, was Eindrücke äufsrer Gegenstände empfängt, und etwas anders, was sich von innen her thätig, und zwar selbstthätig, beweist. Anders erfahren wir uns,

wenn wir, wie ich vorher anmerkte, Eindrücke von aussen her, z. B. den Anblick eines Waldes, in uns aufnehmen, anders, wenn wir Zahlen zu dem Anblicke des Waldes hinzudenken. Jenes ist Receptivität, dieses ist Denkvermögen.

Ein Vermögen der Selbstthätigkeit, oder auch nur ein Vermögen der Empfänglichkeit, setzt gewisse Bedingungen voraus, die in dem Subjekte, dem ein solches Vermögen beiwohnt, zum Grunde liegen müssen. Um hören zu können, muß nothwendig die Bedingung vorhergehen, daß man eine Receptivität für den Schall habe; um Begriffe zu erzeugen, müssen Bedingungen eines Denkvermögens vorausgesetzt werden.

Könnten wir unser Bewußtseyn so auseinander nehmen und wieder zusammensetzen, wie der Uhrmacher eine Uhr, die er nicht selbst gemacht hat, so würden wir einen Intuitions-Begriff von den Bedingungen haben, unter denen das Be-

wußtseyn bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand hinzeigen muß, wenn es auf dem Wege der Erfahrung etwas finden will, das mit diesen Bedingungen zusammentrifft. Aber wir bescheiden uns, von der kunstvollen Form unsres innern Mechanismus nur so viel zu wissen, als wir durch das bloße Bewußtseyn selbst davon erfahren können. Es hängt keinesweges von uns ab, zu erfahren, wie das Triebwerk an sich selbst beschaffen sei, wodurch wir z. B. eine Zahl, die auf einen Wald von Bäumen hinzeigt, und nach einer Regel mit diesem Gegenstande unsrer Sinne zutrifft, hervorzubringen vermögen. Aber es hängt von uns ab, die Formen desselben, so viel davon zu unserem Bewußtseyn gelangt, nicht mit einander zu verwechseln, und nicht etwa das Bewußtseyn des Waldes dem Denkvermögen, das Bewußtseyn der Zahl hingegen der Receptivität beizumessen. Wie viel davon zu der einen oder der andern Form gehöre,

erkennen wir ganz bestimmt, wenn wir über uns selbst reflektiren. Wie aber das Ganze eingerichtet sei, um dergleichen Wirkungen zu äußern, bleibt mir ein Problem, was der auflösen mag, der die Gabe hat, die Natur in ihrer Werkstätte zu überraschen, und mit seiner menschlichen Vernunft das Innre der Dinge zu ergründen.

I. Denkvermögen.

Um sagen zu können, daß man denkt, wird zweierlei erfordert: 1) es muß etwas da seyn, worüber man denkt; und 2) über dieß Etwas muß gedacht werden. Um z. B. sagen zu können, daß ich etwas denke, indem ich diese erste Rubrik meiner Abhandlung, nämlich das Wort Denkvermögen, niederschreibe, muß erstlich das Wort selbst da seyn, und zweitens muß ich es bei dem bloßen Schreiben desselben nicht bewenden lassen, sondern auch in der That etwas dabei denken.

Um sagen zu können, daß man wahr denke, muß zu jenen beiden ersten Bedingungen noch eine dritte hinzukommen: das, was man denkt, muß mit dem, worüber man denkt, übereinstimmen. Um z. B. sagen zu können, daß ich über das Denkvermögen wahr gedacht habe, muß das, was ich mir dabei denke, mit dem Denkvermögen auch in der That übereinstimmen.

Alles Denken beruht folglich auf drei Bedingungen des ursprünglichen Bewußtseyns selbst. Es muß ein Gegenstand des Denkens vorhanden seyn; es muß über den Gegenstand gedacht werden; und das, was gedacht wird, muß mit dem Gegenstande übereinstimmen. All unser Denken, sagt die Kritik, ist diskursiv.

Diese drei Bedingungen können auch so ausgedrückt werden: es muß 1) ein Subjekt, 2) ein Prädikat, 3) eine Kopula da seyn, wenn irgend etwas gedacht, und zwar wahr gedacht heißen soll. Das Sub-

jekt ist das, worüber ich denke; das Prädikat ist das, was ich mir bei dem Subjekt denke; und die Kopula soll andeuten, daß das Prädikat mit dem Subjekte wahr übereinstimme, und daß ich mir folglich nicht zu viel herausnehme, wenn ich sage: so und nicht anders ist das Denkvermögen beschaffen.

Der schulgelehrte Leser verzeihe mir, daß ich die Elemente der Logik wegen ihres Einflusses auf das Folgende hier nicht ganz übergehen kann. Ich werde mich bei dieser, ihrer Natur nach abstrakten, Materie nicht lange aufhalten.

Verbundenheit eines Subjekts mit einem Prädikate ist ein Urtheil. Wer also denkt, der urtheilt: denn er hat etwas, worüber er denkt, und er verbindet beides mit einander.

Um aber zu wissen, ob er befugt sei, ein solches Subjekt mit einem solchen Prädikate zu verbinden, oder, ob sein Urtheil

die erforderliche Wahrheit habe, muß die Kopula einen Grund haben.

Wenn es einen Grund giebt, der für alle mögliche Verbundenheit in einem Urtheile gilt, so ist dieser Grund das Princip der möglichen Verbindung für das Denkvermögen selbst.

Das negative Princip aller möglichen Verbundenheit eines logischen Subjekts mit einem Prädikate, in wie fern ich das Prädikat ohne Grund mit dem Subjekte verbunden habe, ist der Satz des Widerspruchs. Wenn das, was ich mir oben bei meiner Rubrik des Denkvermögens dachte, seinen Grund nicht in dem Denkvermögen hat, mithin dem Denkvermögen widerstreitet, so ist es unmöglich, daß ich wahr gedacht haben kann, da ich sagte, daß das Denkvermögen (Subjekt) so und nicht anders beschaffen sei (Prädikat und Kopula). Wenn das Subjekt, z. B. eine gegebne Scheidemünze, nicht mit dem Prädikat eines Groschens (indem ich mir den

vier und zwanzigsten Theil eines Rechnungsthalers denke), sondern mit dem eines Batzens übereinstimmt, und folglich dem Begriffe eines Groschens widerstreitet, so kann ich unmöglich mit Wahrheit sagen, daß die gegebne Scheidemünze (Subjekt) ein Groschen sei (Prädikat und Kopula.)

Eben daraus folgt aber auch umgekehrt und positiv, daß ich nothwendig sagen müsse, die Scheidemünze sei ein Batzen. Denn da sie mit dem Prädikate eines Batzens, im Gegensatze eines Groschens, übereinstimmt, so wäre es ein Widerspruch für mein Bewußtseyn selbst, wenn ich dem unerachtet behaupten wollte, die Scheidemünze sei kein Batzen. Ich widerspräche mir selbst, wenn ich, indem ich mir bewußt wäre, daß das Subjekt, dieser Batzen, mit dem Prädikate, nämlich meinem Begriffe eines Batzens, übereinstimmte, gleichwohl diesen Batzen für keinen Batzen gelten liesse. Mein Bewußtseyn könnte immer auf einem mangelhaften

Grunde beruhen; ich könnte mir von dem, was man einen Batzen nennt, einen irrigen Begriff, eine ganz falsche Vorstellung, gemacht haben: aber ich kann nicht zugleich sagen, es sei ein Batzen, und es sei kein Batzen; das wäre ein Widerspruch mit mir selbst, für den ich in meinem eignen Bewußtseyn keinen Grund der Kopula fände.

Ein Subjekt stimmt mit einem Prädikate überein, sofern ich in dem Subjekte alles das antreffe, was ich mir in dem Prädikate denke, oder mit andern Worten, sofern ich mir eben itzt bewußt bin, es darin anzutreffen. Ein Thaler baar Geld stimmt mit der Rechnungsmünze eines Thalers überein, sofern ich in dem baaren Gelde alle die Merkmale eines Rechnungsthalers antreffe, die ich mir gerade in einem solchen Prädikate für ein solches Subjekt gedacht habe. Ich habe daher in dem Satze des Widerspruchs einen hinreichenden Grund, beide zu einem einzigen Gedanken mit einander

zu verknüpfen, den ich einen Begriff nenne.

Auch weiß ich mit Gewissheit, daß kein Anderer die Sache anders finden könne. Denn wenn er sich eben einen solchen Rechnungsthaler denkt, und dieß Prädikat auf eben ein solches Subjekt anwendet, wie ich, so würde er sich selbst widersprechen, wenn er die Sache anders fände, als ich. Was ich also in dem Subjekte empfangen habe, das kann ich auch diesem Begriffe gemäß mit allgemeiner Gültigkeit für Jedermann, der einen Thaler zu beurtheilen weiß, wieder an Mann bringen.

Das Denken durch Prädikate ist die Bedingung (das Princip) des Denkvermögens selbst: das Denken nach dem Satze des Widerspruchs ist die Bedingung (das Princip) der Wahrheit.

Verbundenheit in einem Urtheile ist Einheit des Subjekts und Prädikats. Denn wo Verbundenheit in einem Urtheile ist, da ist Uebereinstimmung des Gegebenen

mit dem Gedachten nach dem Satze des Widerspruchs; und wo etwas Gegebenes mit etwas Gedachtem nach dem Satze des Widerspruchs übereinstimmt, da ist Einheit des Bewußtseyns. Ich denke mir das Ganze eines Urtheils durch einen einzigen Begriff, der das Gegebne und das Gedachte umfaßt: siehe da, ein Thaler! —

Unter der Einheit des Bewußtseyns überhaupt ist also diejenige Art der Einheit, welche sich durch Verbundenheit eines Urtheils äußert, mit einbegriffen; oder, logisch zu reden, der Begriff der Einheit überhaupt faßt alle diejenigen Begriffe unter sich, die aus Verbindungen im Urtheilen entspringen.

Ein Begriff, der andere Begriffe unter sich begreift, ist in Beziehung auf die ihm untergeordneten Begriffe ein Ganzes, und die letztern sind Theilbegriffe des ganzen Begriffs. Der menschliche Körper ist in Beziehung auf Arme, Beine, Augen, Ohren u. s. w. ein Ganzes, und die letztern

sind Theile des Ganzen. Ein Thaler ist in Beziehung auf alle kleinere Münze, die man für einen Thaler ausgeben kann, ein Ganzes, und die kleinere Münze ist unter den Begriff eines Thalers eingetheilt.

Durch Einheit des Bewußtseyns wird das Ganze eines Urtheils gedacht, sofern das Urtheil wahr ist. Subjekt, Prädikat, und Kopula sind aber die Bestandtheile eines Urtheils. Folglich sind sie auch die Bestandtheile der Einheit, die in einem Urtheile gedacht wird, sofern es wahr ist. Es ist wahr, daß ein Groschen der vier und zwanzigste Theil eines Thalers sei. In der Einheit des Bewußtseyns, wodurch ich mir einen Groschen als einen so bestimmten Theil denke, liegt ein Urtheil zum Grunde, von dem der Groschen als Subjekt, der vier und zwanzigste Theil eines Thalers als Prädikat, und die Verknüpfung des Subjekts mit dem Prädikate, indem ich die Wahrheit dieser Verknüpfung, dieser Einheit,

durch den Satz des Widerspruchs erkenne, die Bestandtheile sind.

Theilbegriffe lassen sich als Theile nur so denken, daß man sie zugleich in Beziehung auf ihr Ganzes denkt. Wer einen Arm als einen Bestandtheil des menschlichen Körpers denkt, der denkt in dem Arme zugleich das Ganze, zu dem er als Bestandtheil gehört. Wer Subjekt, Prädikat, Kopula als Bestandtheile der Einheit denkt, der muß in jedem dieser Bestandtheile zugleich den Begriff der Einheit, als das Ganze eines Begriffs, das ihnen allen zum Grunde liegt, denken.

Subjekt als Einheit, Prädikat als Einheit, Kopula als Einheit — das sind also drei Begriffe, in denen das Ganze mitgedacht ist, worunter sie eingetheilt sind.

In dieser Beziehung verhalten sie sich aber nicht nur wie Theile zu ihrem Totalbegriff, sondern auch wie Arten zu ihrem Gattungsbegriff: denn ein Gattungsbegriff drückt eben die Einheit der

ihm untergeordneten Arten aus. Der Begriff eines Subjekts ist eine andre Art der Einheit, als der Begriff eines Prädikats, und beide sind andre Arten der Einheit, als der Begriff einer Kopula. Um ein Ohr als einen Bestandtheil des menschlichen Körpers zu denken, beziehe ich es nicht auf den Gattungsbegriff der Einheit, sondern auf den Totalbegriff eines menschlichen Körpers. Um es hingegen als eine Art zu denken, muß ich mir eine Einheit von Ohren überhaupt denken; und dieser Begriff der Einheit ist alsdann der Gattungsbegriff, der alle Arten von Ohren als seinen logischen Gegenstand umfaßt.

Aus der allgemeinen Form*) eines Urtheils entspringen sonach drei Begriffe, die

*) Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß es ein Widerspruch seyn würde, wenn man sich bei der allgemeinen Form eines Urtheils, oder überhaupt bei unsern Vernunftprincipien und Verstandesgesetzen, bereits wirklich vorhandne, und mate-

eben so viele Arten der Einheit sind. Und jeder dieser Begriffe, auf Einheit überhaupt als ein Prädikat bezogen, wird das Subjekt eines Urtheils, durch welches sein Verhältniß, als Art der Einheit, zu dem Prädikate, als Gattungsbegriff der Einheit, bestimmt wird.

Mithin entspringen auch eben so viele Urtheile von möglichen Arten der Einheit, als es Bestandtheile in der Form eines Urtheils giebt.

1) Ein Subjekt als Subjekt beurtheilen, heißt das Subjekt in so fern beur-

thialiter gleich schon bei unsrer Geburt im Ich befindliche Begriffe, und überall etwas anders dächte, als die bloße Stelle in unsrer Reflexion selbst, wo Subjekt, Prädikat und Kopula hingehören, oder die ursprünglichen Bedingungen, unter denen irgend ein Begriff die Stelle eines Subjekts, eines Prädikats, einer Kopula einnehmen muß, wenn er verständlich, d. i. wenn nicht bloß subjektiv, sondern auch objektiv, Verstand darin seyn soll.

theilen, als es noch mit keinem Prädikate verbunden ist: folglich als der Einheit entgegengesetzt. Das Entgegengesetzte der Einheit ist Verschiedenheit. So ist z. B. das unbestimmte Subjekt: Einheit — demjenigen Prädikate, wodurch eine nähere Bestimmung zu demselben hinzukommt, z. B. numerische Einheit — entgegengesetzt, und hat als bloßes Subjekt eine Vieldeutigkeit, die von der Bestimmtheit des Prädikats ganz verschieden ist. Die einzige Bedingung aber, unter der sich Verschiedenheit mit Einheit verbinden läßt, ist die, daß etwas Mannichfaltiges darin anzutreffen sei, was sich in Gleichartiges auflösen und zusammenfassen läßt, z. B. das Mannichfaltige eines Waldes. Subjekt als Subjekt, auf das Prädikat der Einheit bezogen und damit verbunden, drückt also eine Art der Mannichfaltigkeit aus, die durch Einheit bestimmbar ist. Eine solche Art der Einheit des Mannichfaltigen ist aber eine quantitative, und

der logische Gegenstand, der durch den Begriff desselben gedacht wird, ist ein Quantum.

2) Ein Subjekt durch ein Prädikat beurtheilen, heißt das Subjekt unter ein bestimmtes Merkmal, als eine Einheit im Bewußtseyn, subsumiren. Eben dadurch beweist sich das Denkvermögen als ein Verstandesvermögen, daß es sich Subjekte durch Merkmale, die schon bestimmte Einheiten sind, aneignet, um sie nach seiner Art zu verstehen. Ein Prädikat denken, und von der Einheit eines Merkmals alles Mannichfaltige, was nicht zu dieser bestimmten Einheit gehört, in der Absicht wegdenken, damit man das vieldeutige Subjekt unter der Einheit eines Begriffs verstehe, ist einerlei, nur mit andern Worten, gesagt. Eine bestimmte Einheit, von der alles Mannichfaltige weggedacht ist, entspricht dem Begriffe der Qualität, in welchem allemal etwas als ein Merkmal gedacht wird, von dem man alles Vieldeutige geflissentlich

wegdenkt, um sich der Einheit des Gedachten desto sichrer bewußt zu seyn; z. B. die Röthe der Rose, der Gehalt eines Groschens etc. Aus der Verknüpfung des Begriffs: Prädikat — mit dem Begriffe: Einheit überhaupt — entspringt also der Begriff der qualitativen Einheit, so wie aus der Verknüpfung des Begriffs: Subjekt — mit dem Begriffe: Einheit überhaupt — kurz vorher der Begriff der quantitativen Einheit entsprang. Beide sind Einheiten, aber beide sind verschiedene Arten der Einheit überhaupt.

3) Verbundenheit in einem Urtheile entspringt aus der Uebereinstimmung eines Subjekts mit einem Prädikate, dem Satze des Widerspruchs gemäfs. Ein Subjekt als Subjekt, und ein Prädikat als Prädikat sind verschiedenartige Objekte des Denkens. Wenn also die Kopula beide zum Ganzen eines Urtheils verbindet, so drückt dieses so verbundene Ganze etwas aus, das sich seiner Verschiedenheit nach widerspricht,

und doch zugleich seiner Verbundenheit nach diejenige Einheit eines Begriffs hervorbringt, wodurch sich das eine auf das andre bezieht, und beides als das Ganze eines Begriffs begreiflich wird, wie z. B. wenn ich Vater und Sohn, Bruder und Schwester etc., bei aller ihrer Verschiedenartigkeit doch unter einem gemeinsamen Relationsbegriffe denke. Die besondere Art der Einheit, die hier in dem Begriffe einer Kopula gedacht wird, ist folglich allemal eine relative, und der logische Gegenstand derselben muß nothwendig als ein Korrelat eines andern Korrelats gedacht werden.

4) Eben dieser Begriff der Verbundenheit hat aber auch noch eine ihm eigne Relation auf das Bewußtseyn selbst, sofern er nämlich Begriff, d. h. Bewußtseyn einer bestimmten Art der Einheit ist. Ein Urtheil, das z. B. so bestimmt wäre: wenn die Stralen des Mondes zugleich Licht- und Feuer-Materie sind, so kann der

Mond zugleich leuchten und erwärmen, — erzeugt einen ganz andern Begriff von der Art seiner Verbundenheit, als das Urtheil: die Sonne ist derjenige Himmelskörper, der zugleich leuchtet und erwärmet. Nach der erstern Art der Verknüpfung könnte der Mond nicht bloß erwärmen, sondern sogar Eis schmelzen, wenn etc. — Nach der andern Art der Verknüpfung sind wir uns der Feuermaterie in der Sonne förmlich ganz bestimmt bewußt. In beiden Fällen geschieht die Verknüpfung nach dem Satze des Widerspruchs, weil die Form der erstern Art, außerdem daß sie durch ein unbestimmtes Wenn zweifelhaft gemacht wird, sonst auch noch falsch seyn würde: aber nur in der Form der letztern Art wird der Satz des Widerspruchs mit bestimmtem Bewußtseyn angewandt. Soll also ein gegebenes Urtheil, es sei nun ein quantitatives, oder ein qualitatives, oder ein relatives, zugleich das Bewußtseyn der Kopula ausdrücken, so muß noch der

Werth derselben als eine besondere Art der Relation, in der die Kopula mit dem Bewußtseyn des Urtheilenden steht, in Betrachtung kommen. Das Bewußtseyn des Urtheils würde dem Ganzen des Bewußtseyns, als dem logischen Gegenstande aller möglichen Einheit überhaupt, widerstreiten, wenn der Kopula in dem erstern der beiden obigen Urtheile eben der Grad der Bestimmtheit, eben die Geltung, eben der Werth für das Bewußtseyn im Ganzen beigelegt würde, als in dem letztern. Die Beurtheilung der Kopula in Beziehung auf ihren Werth für das Ganze des Bewußtseyns ist also noch eine vierte Funktion der Beurtheilung, eine Funktion, die zwar in dem gegebenen Urtheile an sich selbst nichts verändert, aber doch den Begriff von einer besondern Art der Einheit in Beziehung auf Einheit des Bewußtseyns erzeugt. Der Begriff, der die Art der Einheit in Beziehung aufs Bewußtseyn ausdrückt, ist der Begriff der

Modalität, und der Gegenstand dieses Begriffs ist die Art des Bewußtseyns, als einer bestimmten Einheit.

Ein jeder Mensch ohne Ausnahme, der Geschäftsmann wie der Privatmann, der Schriftsteller wie der Leser, der praktische wie der theoretische Kopf, wenn er sich von der logischen Wahrheit seiner Gedanken, d. h. von derjenigen Wahrheit, deren das Denkvermögen für sich allein fähig ist, Rechenschaft geben will, ist an die Bedingungen der logischen Einheit gebunden, die wir hier zergliedert haben. Alles, was in unsern Gedanken Subjekt ist, muß unter den Begriff der Quantität; alles, was Prädikat ist, unter den Begriff der Qualität; alles was Kopula ist, unter den Begriff der Relation; und dann noch die Art der Verbundenheit in Beziehung aufs Bewußtseyn unter den Begriff der Modalität subsumirt werden. Ehe diese Bedingungen erfüllt sind, ist es unmöglich, mit Wahrheit vorherzusehen,

ob unsre Urtheile mit der logisch bestimmten Urtheilskraft andrer Menschen übereinstimmen werden; und noch viel weniger ist es möglich, auf nothwendige Allgemeingültigkeit für Jedermann, der unter der Einheit der Vernunft steht, und sie zur Anwendung bringt, Ansprüche *a priori* zu machen.

Es ist uns daher nicht wenig daran gelegen zu wissen, wie das, womit wir uns Alle beschäftigen, wie unsre Gedanken, unsere Urtheile bestimmt seyn müssen, wofern sie den Bedingungen der quantitativen, qualitativen, relativen, und Modal-Einheit genugthun sollen. Sind wir mit diesen vier Arten der Bestimmungen für unsre wirklichen Urtheile fertig, so brauchen wir für ihre Allgemeingültigkeit weiter nicht besorgt zu seyn: denn die ganze Sphäre der Vernunftseinheit im Urtheilen ist durch die obige Zergliederung derselben bereits völlig erschöpft und ausgemessen.

Welche Bestimmungen in einem Begriffe liegen, kann man am sichersten erfahren, wenn man seine Bestimmtheit, nämlich das, wodurch er ein von jedem andern Begriffe verschiednes Ganze eines Begriffs ist, logisch eintheilt.

Zu einer logischen Eintheilung wird erfordert, daß 1) die Theilbegriffe derselben sich einander wechselseitig ausschliessen, und 2) wenn die entgegengesetzten Theile wieder in eine Allheit von Theilen zusammengefaßt werden, ein dritter Begriff entspringe, der weder mit dem Begriffe des Ganzen, noch mit den Theilbegriffen unter einander einerlei sei. — So schließt, in dem eingetheilten Begriffe einer Scheidemünze, der Begriff eines Groschens alles andere aus, was auch zwar Scheidemünze, aber kein Groschen ist; und beide entgegengesetzte Momente, ein Groschen, und kein Groschen, unter einen gemeinschaftlichen Begriff zusammengefaßt, geben ein drittes Moment, den Begriff einer Allheit

von Scheidemünzen, der weder mit dem Begriffe einer Scheidemünze überhaupt, noch mit den beiden einander entgegengesetzten Theilbegriffen einerlei ist. So schließt ferner der Begriff eines Arms am menschlichen Körper den Begriff aller übrigen Theile aus, beide Begriffe zusammen aber erzeugen den Begriff einer Allheit von Theilen des menschlichen Körpers, der eben so wenig mit dem Begriffe eines menschlichen Körpers selbst, als mit irgend einem der entgegengesetzten Theile einerlei ist.

Dies auf die vier Arten der Einheit, als bestimmbare Ganze, angewandt, werden aus jedem dieser Ganzen drei Theilbegriffe entspringen.

1) Der Begriff der Quantität drückt diejenige Art der Einheit aus, die ein bestimmtes Mannichfaltiges enthält; und dadurch, daß diese bestimmte Mannichfaltigkeit immer in ihr mitgedacht werden muß, ist sie von jeder andern Art der

Einheit verschieden. Einheit durch Mannichfaltigkeit bestimmt ist entweder ein einzelnes Mannichfaltiges, oder das Entgegengesetzte einer solchen Einzelheit, nämlich Mehrheit; und beide entgegengesetzte Theilbegriffe in einen dritten zusammengefaßt, geben den Begriff einer Mehrheit, die zugleich wieder etwas Einzelnes, folglich Allheit des Mehrern ist. So stimmt das Mannichfaltige eines Baums zu einer Einheit eines Begriffs zusammen, die dem Begriffe eines einzelnen Baums entspricht. Dieser einzelne Baum, als Theil eines Waldes gedacht, schließt alle andre Bäume aus, die mehrere einzelne Bäume sind. Beide Begriffe aber zusammengefaßt erzeugen einen dritten, nämlich die Allheit der Bäume in einem einzeln gedachten Walde.

Alle mögliche Urtheile also, unter den Begriff der Quantität, als einen eingetheilten Begriff, subsumirt, drücken entweder einen einzelnen Fall, oder eine Mehrheit,

oder eine Allheit von Fällen aus; oder mit der Logik zu reden, sie sind entweder einzelne, oder partikuläre, oder allgemeine Urtheile. Z. B. Einheit des Bewusstseyns ist eine einzige Einheit. Einige Einheiten sind logische Begriffe. Alle Einheiten sind Begriffe. Der Urtheilende steht unter andern Bedingungen der Quantität, wenn sein Urtheil durch einen einzelnen Fall, als wenn es durch Mehrheit, oder gar durch eine Allheit von Fällen der nämlichen Art bestimmt ist. Was ihm, so viel er weiß (Modalität), nur in einem einzelnen Falle gegeben ist, muß er nicht auf einige, und was ihm in einigen gegeben ist, muß er nicht auf alle Fälle ausdehnen. Er muß nicht sagen: Alle Groschen sind Kaisergroschen, weil ihm vielleicht gerade nur Kaisergroschen zu Gesichte gekommen sind. Er muß nicht sagen: Es giebt nur Eine Art von Groschen, wenn es deren vielleicht mehrere giebt. Kurz, er muß den gegebenen Fall

seines Urtheils, sofern er durch den Begriff der Quantität bestimmt werden soll, unter dasjenige Moment der Quantität subsumiren, unter welches ein solches Urtheil gehört.

2) Qualität. Der Verstand, habe ich gesagt, versteht die Subjekte durch Merkmale, deren er sich schon als gedacht bewußt ist (diskursiv). Das Prädikat eines Urtheils ist eine bestimmte Einheit, von der alles Mannichfaltige seiner Verschiedenheit nach weggedacht ist, und die daher schon gleich als Begriff, folglich auch als Merkmal gedacht werden kann. Durch das Prädikat soll nun erkannt werden, ob das Subjekt mit dem in dem Prädikate aufgestellten Merkmale einerlei sei? Hier kann die Antwort entweder bejahend, oder nicht bejahend ausfallen. Fällt sie bejahend aus, so werden alle mögliche Fälle von Merkmalen, die noch sonst ins Unendliche hinaus gedacht werden können, ausdrücklich ausgeschlossen oder davon

verneint, und die Bejahung ist dann ein Theilbegriff, der alle andre Merkmale, die nicht von dem Subjekte bejaht werden können, von sich ausschließt. Fasse ich aber beide Theilbegriffe, Bejahung und Verneinung, in einen einzigen Begriff zusammen, so habe ich den Begriff einer Bejahung, die durch eine Verneinung beschränkt ist, z. B. diese Münze ist zwar Scheidemünze, aber kein Groschen. Sagte ich schlechthin, sie sei keine Scheidemünze, so würde das aufgestellte Merkmal: Scheidemünze — dem Subjekte geradezu widersprechen, und das Prädikat ganz bestimmt durch eine Verneinung mit dem Subjekte verbunden seyn. *) Sage

*) Negation ist Widerstreit zwischen Subjekt und Prädikat, Widerstreit aber, könnte man einwerfen, ist das Gegentheil der Verbundenheit. Allein nicht der Widerstreit, sondern die Erkenntniß des Widerstreits gehört zur Verbundenheit eines Urtheils in der Einheit des Bewußtseyns, und diese Einheit wird durch die Verknüpfung der Negation

ich hingegen, sie ist zwar Scheidemünze, aber kein Groschen: so gehört die Verneinung nicht mehr zur Kopula, als dem bestimmten Begriffe eines Widerstreits zwischen Subjekt und Prädikat in dem gegebenen Falle, sondern zum Prädikate, als einem Merkmale, das zugleich die Verschiedenheit des daraus weggedachten Mannichfaltigen ausdrückt. In dem erstern Falle ist negative Verbundenheit ganz bestimmt gedacht. In dem letztern Falle wird der vollkommenen Bestimmtheit des Prädikats eine unbestimmte Mannichfaltigkeit von Merkmalen entgegengesetzt, die sich ins Unendliche erstrecken kann, eben deswegen aber auch eine Allheit von möglichen Bestimmungen ausdrückt, durch die sich das Prädikat irgend noch näher bestimmen läßt. Oder, um den Fall etwas verwickelter zu setzen, in dem Urtheile: mit der Kopula in einem qualitativen Urtheile, wo nach der Beilegung des Prädikats als eines Merkmals gefragt wird, ganz bestimmt ausgedrückt.

die Seele ist unsterblich — leuchtet es sogleich ein, daß die Verneinung nicht zur Kopula gehören könne. Man sieht aber nicht so leicht ein, wie sie eine Verneinung, oder eine Beschränkung ausdrücken könne. Was fortdauernd lebt — denn dieß ist es, was durch die bloße Form des Begriffs der Unsterblichkeit, ohne alle Rücksicht auf die Möglichkeit der Sache, gedacht wird — ist nicht allein ein Subjekt, das durch ein bejahendes Prädikat gedacht wird, sondern man kann auch nicht einmal sagen, daß es durch eine hinzugedachte Verneinung beschränkt sei. Um diese Schwierigkeit zu heben, muß das Prädikat: unsterblich — als ein eingetheilter Begriff, auf seinen Gattungsbegriff, nämlich Existenz in der Zeit, bezogen werden. Alle Existenz lebender Wesen in der Zeit schränkt sich entweder auf Zeitdauer ein, oder nicht. Durch die erste Art der Existenz wird Sterblichkeit gedacht, die alles, was nicht sterblich

ist, von sich ausschließst, und in eine unendliche Gedankensphäre näher zu bestimmender Merkmale verweist; durch die zweite Art das Gegenteil. Und nun erst ist es klar, daß der Gattungsbegriff hier durch den hinzugedachten Theilbegriff der Verneinung allerdings beschränkt werde, und das obige Urtheil eigentlich so auszudrücken sei: die Seele existirt zwar in der Zeit, aber sie ist nicht auf Zeitdauer eingeschränkt. *)

Es entspringen also aus dem eingetheilten Begriffen der Qualität drei verschiedene Arten von Urtheilen, die sich alle auf den Begriff eines Merkmals beziehen: bejahende, verneinende und beschränkende (oder, wie die Logiker sich ausdrücken, unendliche) Urtheile. Wer etwas behauptet, oder verneint, oder unter gewissen Einschränkun-

*) Nebenher ist aus diesem Beispiele zu ersehen, daß sich ein Begriff zu eben der Zeit, da er sich generisch beschränkt, specifisch ins Unendliche erweitern kann.

gen einräumt, muß die Bedingungen, die in jedem dieser Urtheile zum Grunde liegen, nothwendig erfüllen, ehe sein Urtheil Allgemeingültigkeit für Jedermann haben kann.

3) Relation drückt Verbundenheit aus, sofern das Verschiedenartige in einem gemeinschaftlichen Punkt der Einheit zusammentrifft; und der Gegenstand dieses Begriffs ist allemal ein Seyn, wo verschiedenartige Begriffe als Korrelate mit einander in Verbindung gedacht werden. Man kann nicht Bruder denken, ohne zugleich Geschwister, nicht Sohn, ohne Vater und Mutter, als Begriffe, die mit jenen korrelativ verbunden sind, zu denken.

Das Verschiedenartige in einem Relationsurtheile ist anders bestimmt, wenn das Verhältniß der beiden Korrelate durch das gegebne Urtheil schon ganz verstanden werden kann, z. B. der vier und zwanzigste Theil eines Rechnungsthalers ist ein Groschen; anders, wenn man aus dem gegeb-

nen Urtheile herausgehen muß, ehe sich die Relation zwischen beiden Korrelaten verstehen läßt, z. B. ein Eisspiegel kann Eis schmelzen. In dem erstern Urtheile brauche ich nur das Verhältniß wie 1 zu 24 zu denken, das schon in dem Urtheile selbst gegeben ist. In dem andern läßt sich das Verhältniß zwischen den beiden Begriffen: ein aus Eis gemachter Spiegel seyn, und Eis durch einen solchen Spiegel schmelzen — nicht einsehen, wenn man nicht ein andres ganz davon verschiedenes Urtheil damit verbindet, z. B. daß ein Eisspiegel zugleich ein Brennspiegel seyn kann: denn wenn ein Eisspiegel zugleich ein Brennspiegel seyn kann, so folgt das vorige Urtheil nothwendig daraus, daß ein Eisspiegel auch Eis schmelzen könne. Die Wahrheit des erstern Urtheils hängt unmittelbar von dem Satze des Widerspruchs ab; ich würde meinem eignen Bewußtseyn widersprechen, wenn ich erst sagte, daß ein Rechnungsthaler vier und zwanzig Gro-

schen enthält, nachher aber, daß ein Groschen nicht der vier und zwanzigste Theil eines Rechnungsthalers sei; mithin ist das Verhältniß hier sogleich kategorisch bestimmt. Wie hingegen auf das letztere der Satz des Widerspruchs anzuwenden sei, läßt sich nicht eher verstehen, als bis noch ein anderweitiges Erkenntniß hinzukommt, was die Bedingung an die Hand giebt, unter der ein solches Subjekt mit einem solchen Prädikate zu verbinden steht; und in dieser Verbindung zweier Urtheile, die sich wie Grund und Folge zu einander verhalten, ist das Verhältniß ein hypothetisches. Beide Arten von Urtheilen beruhen auf ganz verschiedenen Bedingungen: das eine bestimmt sich selbst, das andre wird durch eine Voraussetzung bestimmt. Sie sind also Theilbegriffe in dem Ganzen des Begriffs der Relation, die sich einander wechselseitig ausschließen.

Was sich einander wechselseitig ausschließt, kann nur dadurch unter einen

gemeinschaftlichen dritten Begriff der Allheit zusammengefaßt werden, daß es auf seinen Gattungsbegriff zurückgeführt wird. So schließt z. B. der Begriff eines Fixsterns den Begriff eines Planeten aus: beide kommen aber in einem gemeinschaftlichen Begriffe zusammen, wenn sie auf ihren Gattungsbegriff, nämlich Stern, zurückgeführt werden; denn alle Sterne sind entweder Fixsterne oder Wandelsterne. Eben diese Form eines disjunktiven Urtheils faßt aber schon die beiden entgegengesetzten Verhältnisse eines kategorischen und hypothetischen Urtheils ganz bestimmt in sich. Sofern nämlich der Begriff eines Sterns, unter den auch der Sirius gehört, von selbst ergiebt, daß der Sirius nothwendig eines von beiden, entweder ein Fixstern oder kein Fixstern, seyn muß, ist das disjunktive Urtheil kategorisch bestimmt. Sofern ich hingegen dem Sirius nicht beide Prädikate zugleich, sondern nur eines von beiden bei-

legen kann, diese Beilegung eines Prädikats aber davon abhängt, daß ich das andere entgegengesetzte ausdrücklich ausschliesse, (z. B. wenn der Sirius kein Planet ist, so kann ich sagen, daß er ein Fixstern sei), ist das disjunktive Urtheil hypothetisch bestimmt. Da aber eben diese Handlung des Ausschließens schon einen gemeinschaftlichen dritten Begriff voraussetzt, der sich disjunktiv eintheilen ließe, nämlich den Begriff eines Sterns überhaupt: so fließen alle drei Momente der Relation in die Form eines Urtheils zusammen, das sie alle auf einmal ausdrückt; und diese Form ist keine andre, als die eines disjunktiven Urtheils.

Wer über Verhältnisse urtheilt, muß sorgfältig untersuchen, ob seine Beurtheilung unter die Form eines kategorischen, oder eines hypothetischen, oder eines disjunktiven Urtheils gehöre, weil in jedem Falle ganz verschiedene Resultate herauskommen. Ein Urtheil, das von einer Vor-

aussetzung ausgeht, darf sich nicht unter der Form eines kategorischen Urtheils geltend machen. Und wo ein Begriff eingetheilt ist, da müssen die eingetheilten Glieder sich immer auf die Form eines disjunktiven Urtheils zurückführen lassen, ehe ein wahres Resultat gefunden werden kann.

4) Modalität ist Relation der Kopula zur Einheit des Bewußtseyns überhaupt, und der logische Gegenstand dieses Begriffs ist der Werth, den die Kopula für das Bewußtseyn im Ganzen hat. Verbundenheit setzt allemal korrelative Gegenstände der Beurtheilung voraus. Also wird auch der Werth der Kopula seine verschiedenen Korrelate haben, je nachdem er sich auf das Bewußtseyn als ein bestimmtes Wissen bezieht.

Der Werth der Kopula ist problematisch bestimmt, sofern er von einem andern Urtheile abhängt, das selbst nur noch unbestimmt gedacht wird. Ein gewisser

Handelsartikel z. B. kann im Preise steigen und auch nicht steigen, je nachdem ein gewisser Spekulationsfall eintritt oder nicht eintritt. Ob der Fall eintreten werde, ist gar kein Gegenstand des logischen Wissens, und gehört in so fern unter den Begriff der logischen Zufälligkeit. Durch die Art, wie er gesetzt wird, kann ihm seine logische Möglichkeit, problematische Wahrscheinlichkeit, und was dahin gehört, ohne Widerspruch nicht bestritten werden. Würde nun die nämliche Voraussetzung anderweitig noch dergestalt bestimmt, daß das Nichtseyn des einen oder des andern Spekulationsfalles sich gar nicht einmal denken liefse, weil z. B. durch den Fall eines Ministers zugleich die Ursache weggefallen wäre, die den Spekulationsfall zweifelhaft oder problematisch machte, so hätte das Seyn der Kopula einen assertorischen Werth. Das Urtheil wird ein mit bestimmter Gewissheit gegebener und gedachter Satz. Und

nun muß das vorher noch problematische Urtheil, verbunden mit dem assertorischen Bewußtseyn, eine ganz andere Art der Erkenntniß erzeugen, als in dem gleich Anfangs gedachten Falle: es ist unmöglich, daß das Steigen oder Fallen nicht als eine nothwendige Folge der Voraussetzung gedacht werden sollte. Denn da schon die bloß problematische Stellung der beiden Relationsurtheile ergab, daß so was geschehen könnte, wenn so was vorherginge, so werden eben diese Urtheile, assertorisch mit einander verbunden, sich wie Grund und Folge in einem bestimmten hypothetischen Urtheile verhalten, und nicht bloß problematische oder assertorische, sondern sogar apodiktische Gewißheit ausdrücken: eine Gewißheit, worin die Form eines hypothetischen Urtheils jeder andern Art von Urtheilen überlegen ist, die sich aber in einem bestimmt verbundenen Vorder- und Nachsatze ganz anders auf das Bewußtseyn

bezieht, als in einer unbestimmten Verbindung.

In dieser logischen Steigerung der Kopula sind die problematische Unbestimmtheit, und die assertorische Bestimmtheit des Bewusstseyns die beiden entgegengesetzten Bestandtheile der Modalität, die sich einander wechselseitig ausschliessen, zusammengefaßt aber einen dritten Begriff, nämlich den der apodiktischen Gewissheit erzeugen, und sich dadurch zu einer Allheit logisch möglicher Modalbestimmungen verknüpfen. Die Relation, die der Werth der Kopula, als Subjekt eines Urtheils, in Beziehung auf das Prädikat des Wissens hat, ist eine Entgegensetzung von Modalitäten, welche sich als bejahende und verneinende Korrelate zu einander verhalten: logische Möglichkeit und logische Unmöglichkeit, logisches Seyn und logisches Nichtseyn, logische Nothwendigkeit und logische Zufälligkeit. — Um nicht zu weitläufig zu werden, muß ich es dem

eignen Nachdenken des Lesers überlassen, sie in dem vorher angeführten Beispiele, wo sie alle namhaft gemacht sind, selbst aufzusuchen. Von ihrer Wichtigkeit für die Beurtheilung gegebener Fälle brauche ich wohl nicht viele Worte zu machen.

II. Erkenntnißvermögen.

In dem vorigen Abschnitte handelte ich von den verschiednen Arten der Einheit, den Begriffen und Urtheilen der Quantität, Qualität, Relation, und Modalität, so weit sie bloß auf unsre Vorstellungen unter einander, und nicht auf Gegenstände außerhalb der Vorstellung, angewandt werden, mithin sich aus dem bloßen logischen Denkvermögen von selbst *a priori* entwickeln. Ich fürchte nicht, daß die empirischen Instanzen, die ich hin und wieder, der Kürze und der leichtern Mittheilung wegen, als Belege und Erläuterungen eingestreut habe, aufmerksame Leser verleiten könnten, den Ursprung jener Be-

griffe und Urtheile in der Erfahrung zu suchen. Für ihre logische Abstammung, wenn sie einer solchen Präsumtion bedürfte, oder überall nur einmal streitig wäre, bürgt schon der einzige Umstand, daß sie nicht nur in allen neuern Logiken, ehe jemals an eine Vernunftkritik gedacht ward, ihre angemessene Stelle gefunden haben, sondern daß schon Aristoteles in seinen schätzbaren analytischen Werken sie samt und sonders, obgleich weder in ihrer höchsten Reinheit, noch in ihrer wahren Ordnung zum Theil aber doch weit richtiger, schärfer, und gründlicher, als manche spätere Logiker, die ihn zu übersehen glauben, bloß aus logischen Principien abzuleiten gewußt hat.

Das Abstraktionsgeschäft der Logiker, um es beiläufig zu sagen, wird auf eine sonderbare Art mißverstanden, wenn man die Sache so ansieht, als ob das, was nach Absonderung aller empirischen Materie übrig bleibt, nämlich die reine Form,

ein Produkt der Materie sei. Materie kann keine Formen erzeugen, sie kann nur Formen annehmen; und wenn sie ein Gegenstand des menschlichen Denkens ist, so kann sie die Form eines menschlichen Begriffs, Urtheils, und Schlusses zwar annehmen, aber nicht erst diese Form aus sich hervorbringen. Was nach Abzug der empirischen Materie als reine Form des Denkens übrig bleibt, kann weiter nichts als die Bedingung seyn, unter der es dem menschlichen Denkvermögen möglich ist, überhaupt Gegenstände, und, wenn diese Gegenstände empirischer Natur sind, empirische Gegenstände zu denken. Sie heißen Bedingungen, sofern sie vor allen wirklichen Begriffen, Urtheilen, und Schlüssen in der Natur des Denkvermögens zum Grunde liegen; Formen werden sie erst, wenn sie auf eine Materie treffen, die ihre Form von ihnen annimmt, oder sich unter der Form eines menschlichen Begriffs, Urtheils, und Schlusses

darstellt; denn wer steht uns dafür, daß es nicht Dinge giebt, für die in unserm menschlichen Denkvermögen gar keine Form da ist? Dinge, die sich für uns in das Innere der Natur verhüllen, und von denen es unmöglich ist, daß sie hienieden für uns je eine äufsere Natur werden? die also gar keine Gegenstände eines erweislichen Begriffs, Urtheils, oder Schlusses, und weiter nichts als Vorstellungen sind?

Mit dem Abschnitte von der Receptivität, den ich jetzt anfangen, scheint es bei der ersten flüchtigen Beurtheilung eine ganz andre Bewandniß zu haben. Was zur Erfahrung gehört, sollte man meinen, müßten wir aus der Erfahrung selbst lernen, nicht aus Begriffen *a priori* (höchstens etwa die mathematischen ausgenommen), am wenigsten aus der Logik ableiten. So pflegte man die Sache auch wirklich, nicht bloß im gemeinen Leben, sondern, ehe die Kritik erschien, in

allen Natursystemen der Philosophen anzusehen.

Ich aber sage mit der Kritik: keine Logik, keine Erfahrung. Ein anders ist wahrnehmen, ein anders erfahren. Auch der undenkende Kopf verknüpft Wahrnehmungen, wie sie ihm durch die Sinne gegeben werden, und nennt das seine Erfahrungen; betrachtet auf seiner Oberfläche die Erscheinungen der Dinge bald links, bald rechts; stellt Betrachtungen über Menschen und Sachen an; dünkt sich nach allem dem wohl gar einen Menschenkenner, einen Sachverständigen! Wer nur leichtgläubig genug wäre, seine Sach- und Menschenkenntnisse ohne eigne Prüfung, und seine vermeinten Erfahrungen ohne Nacherfahrung von ihm anzunehmen.

Es ist in der That nicht möglich, in irgend einem Falle von dem wahren Zusammenhange einer Sache zu urtheilen, oder eine Erfahrung zu machen, so lange man mit seinen Wahrnehmungen noch nicht

so weit gekommen ist, daß man diejenige Operation mit ihnen anstellen kann, die der Logiker eine Subsumtion eines Untersatzes unter einen Obersatz nennt. Sogar die Wahrnehmungen, die sich unmittelbar auf mathematische Begriffe beziehen, müssen nach den Gesetzen der Logik subsumirt werden, ehe der empirische Fall nach mathematischen Grundsätzen beurtheilt werden kann.

Subsumiren nennt die Logik: gegebne Fälle unter eine Regel bringen, um ihre Übereinstimmung oder ihren Widerstreit mit der Regel zu beurtheilen. Schon gleich in der bloßen Form eines Urtheils geht, wie ich bereits in dem ersten Abschnitte angemerkt habe, eine Subsumtion vor sich, sofern man das Prädikat als eine Regel des Denkvermögens betrachtet, mit dem das Subjekt entweder durch eine Bejahung oder durch die Wegräumung des Widerstreits (Negation) übereinstimmen muß, wenn das Urtheil wahr seyn soll. Das

Denkvermögen, das bei diesem Geschäfte der Verstand heisst, giebt aus seinem eignen Schatze die Regel her, die für alle mögliche Fälle der nämlichen Art gilt; und die Urtheilskraft subsumirt einen gegebenen Fall unter die Regel, sofern der Fall, dem Satze des Widerspruchs gemäfs, damit übereinstimmt.

Damit aber die Urtheilskraft befugt seyn könne, eben diese Operation des Subsumirens auch auf Gegenstände und Fälle der Erfahrung anzuwenden, anstatt dafs sie sich derselben vorher nur zum Behuf ihrer Vorstellungen bediente, um nicht mit ihrem subjektiven Bewusstseyn in Widerspruch zu gerathen, mufs sich vor allen Dingen erst eine Möglichkeit einsehen lassen, wie ein empirischer Fall einer Verstandesregel überhaupt analog seyn könne. Wenn Erfahrungen nichts als Wahrnehmungen sind, die heute so, morgen anders ausfallen können, so hätte z. B. ein Geldwechsler, dem seine

Kasse gestohlen wäre, sehr Unrecht zu behaupten, daß nothwendig etwas in der Natur der Dinge vorhergegangen seyn müsse, wovon das Nichtdaseyn seiner Kasse als ein bloßer Erfolg zu beurtheilen sei, oder daß ihn die Natur seines Menschenverstandes mit unbedingter Nothwendigkeit dringe, für den gegebenen Fall eine Ursache zu suchen, um ihn zu verstehen. Er müßte bloß sagen, daß die Kasse entweder durch eine Ursache, oder ohne alle Ursache verschwunden sei. Seine bisherigen Wahrnehmungen könnten ihn immer verwöhnt haben, für dergleichen Fälle eine Ursache zu suchen: warum sollte ihm nicht heute einmal die entgegengesetzte Wahrnehmung gewährt seyn, daß eine Kasse ohne Ursache aus der Welt verschwinden könne?

Ist die Naturordnung eine Sache, die von der Ordnung unsers Denkens auf keine Weise abhängt, gar nichts damit zu schaffen hat, so läßt sich auch der Fall, da

ein Naturobjekt, z. B. eine Geldkasse, zu einer Zeit da, und zu einer andern wieder nicht da ist, unmöglich als ein Seyn beurtheilen, das mit dem Seyn eines Relations- oder Modalurtheils die mindeste Analogie hätte. Man kann das Verhältniß einer Kasse auf kein beharrliches zum Grunde liegendes Substrat *) anwenden, weil Wahrnehmungen selbst nichts beharrliches, bald so, bald anders beschaffen sind: das Verhältniß kann also auch nicht durch ein kategorisches Urtheil ausgedrückt werden. Eben so wenig kann man die Begebenheit, da eine Kasse verloren ist, unter die Form eines hypothetischen Urtheils subsumiren:

*) Man muß entweder die Materie (unter der Form der Receptivität) für das kontradiktorisch Entgegengesetzte des Selbstthätigen in der Natur (unter der Form der Spontaneität) erkennen: oder man steht mit seiner Philosophie am Rande des Hylozoismus, den Kant, auf den widersinnigen Namen anspielend, den Tod aller Naturwissenschaft nennt.

denn ob der Umstand, daß die Kasse gestern noch da war, und heute nicht mehr da ist, sich wie Grund und Folge in einem hypothetischen Urtheil verhalte, ist eben die Frage, die erst beantwortet werden sollte; und unglücklicher Weise schweigt hier die Wahrnehmung, wo es gerade am interessantesten wäre, sie zu Rathe zu ziehen. Es bleibt also nichts als die Form eines disjunktiven Urtheils übrig, daß die Kasse sich entweder auf eine beharrliche Naturordnung beziehe, oder nicht beziehe, und daß die Nichtexistenz der Kasse entweder eine Ursache oder keine Ursache habe. Eine treffliche Regel für eine Ordnung der Dinge, die sich nach der Ordnung unsrer Begriffe richtet: aber eine leere Chimäre, wenn man sie auf Wahrnehmungen anwendet, die alles nur fragmentweise aus der Natur schöpfen, und heute so, morgen wieder anders bestimmt sind.

Ich wundre mich daher so wenig, daß

grofse Männer, z. B. Bacon *), die Logik, auf Erfahrung angewandt, für eine Wissenschaft von geringer Erheblichkeit gehalten haben, dafs es mir vielmehr ein Räthsel ist, wie man sie als eine Erfindungskunst habe bearbeiten können. Soll das, was zur Erfahrung gehört, (die mathematische Physik ausgenommen), schlechterdings nur der Erfahrung selbst abgelernt werden können; und lehrt immer ein Tag den andern, so dafs man, wo es aufs Erfahren ankommt, nie ausgelernt haben kann: so lassen sich wohl Versuche mit der Erfahrung anstellen, deren Resultate man abwartet, ohne sie vorher durch ein Schema im Verstande zu entwerfen; man kann aber nichts zum Behuf der Erfahrung durch Hülfe der Logik erfinden. Denn wo der Zufall sein Spiel treibt, da haben die Gesetze des Denkens ein Ende.

So lange man daher die Erscheinungen in der Natur als Dinge an sich selbst be-

*) *Nov. org. aphor. XV. sqq.*

trachtete, die wir durch Wahrnehmung zugleich erfahren müssen, konnte die Frage: wie Logik, d. h. Denkvermögen, sich auf Natur, d. h. Dinge außer dem Denkvermögen, anwenden lassen? sich nicht einmal konsequent aufwerfen lassen. Erst durch die Kritik, die der Logik in der Naturanlage unsrer Receptivität, als einem *a priori* bestimmten beharrlichen Gegenstande für die Einheit unsers Bewußtseyns, ein ganz neues Medium der Erfahrung anweist, sieht sich diese seit Jahrtausenden verkannte Tochter der Vernunft auf einmal zu einer transcendentalen Würde erhoben, in der sie für unsre wichtigsten Erkenntnisse wohlthätiger als je wird. So erweitert sich das Vernunftgebiet, wo man es am wenigsten erwartete, durch die Eroberung der reichsten und fruchtbarsten Provinz in dem gesammten Naturreiche, eine Eroberung ohne Schwertstreich, wie es zu wünschen wäre, daß alle Eroberungen in der Welt seyn möchten. —

Erfahrung, im Gegensatze der Wahrnehmung, ist bloß dadurch möglich, daß unsrer Receptivität Bedingungen *a priori* zum Grunde liegen, die zugleich Gegenstände unsers logischen Denkvermögens sind. Unter diesen Bedingungen werden nicht die Dinge an sich selbst, sondern immer nur diejenigen Erscheinungen der Dinge, deren wir uns vermöge der Beschaffenheit unserer äußern und innern Sinnenformen, in Verbindung mit den unveränderlichen Gesetzen unsers Denkvermögens, bewußt werden können, die wahren stehenbleibenden Subjekte unsrer Beurtheilung, und wir haben in der Einerleiheit unserer Denk- und Sinnenformen einen Maßstab, der zwar nicht die Objekte nach dem, was sie an sich selbst seyn mögen, ausmißt, wohl aber unserer Urtheilskraft zur Regel dient, ob wir uns mit unsern Erfahrungsbegriffen in dem nämlichen oder in einem ganz andern Falle befinden. Die Gegenstände erzeugen sich gleichsam auf

unserm eignen Grund und Boden, und werden uns zugleich einheimisch und erkennbar. Unser Erkenntnißvermögen hat es dann nicht mehr mit dem zu thun, was auſſer dem Wirkungskreise unsrer Sinne, auſſer dem Bezirk einer uns möglichen Erfahrung liegt, ſondern es darf ſich lediglich nur auf dasjenige in uns einſchränken, was uns durch die Sinne erſcheint, und in dieſer Erſcheinung ſelbſt noch ein möglicher Gegenſtand unsrer Beurtheilung bleibt. Ein Objekt, das uns unter einerlei Form der Subſtanzialität, der Kausalität, der Totalität u. ſ. w. erſcheint, iſt uns eben darum die nämliche Subſtanz, die nämliche Urſache, das nämliche Ganze u. ſ. w. Die Natur kann uns nichts zu geben haben, was ſich uns nicht allemal unter völlig gleichen Bedingungen *a priori* darſtellte, und ſich alſo auch bei aller ſeiner Verſchiedenartigkeit immer auf einerlei Maßſtab zurückführen lieſſe.

Wenn z. B. zu dem reinen Begriffe

eines Groschens, als dem vier und zwanzigsten Theile eines Rechnungsthalers, noch vermittelt der Receptivität etwas Anders, z. B. Metall, hinzugekommen ist, was, außerdem dafs es die Form eines Begriffs angenommen hat, zugleich der Gegenstand einer wirklichen Wahrnehmung wird, nämlich eine klingende Münze: so lassen sich zwei Fälle denken. Entweder ist diese Scheidemünze mir vermittelt meiner Receptivität als ein bloßes Accidens gegeben, das selbst keine Substanz, sondern nur den Zustand einer Substanz vorstellt, oder die Münze stellt sich als eine Substanz dar, deren äußerer Zustand sich zwar verändern, in der ich aber allemal den nämlichen Begriff, 1 zu 24, erkennen kann. Im erstern Falle, wenn der materiale Theil der Münze, oder der empirische Zusatz, mir durch das Vehikel meiner Sinne als ein bloßes Accidens einer andern Materie, z. B. als ein Rostfleck auf Metall, gegeben ist, würde die Synthesis

sich nicht mit der Form eines Subjekts in einem kategorischen Urtheil verbinden, das für alle Fälle, wo über das beharrliche Daseyn einer Münze geurtheilt wird, gültig wäre, und also auch zu keiner Erfahrung taugen, die sich unter jenen stehenbleibenden Begriff subsumiren liesse. Im andern Falle hingegen, wenn zu dem Begriffe eines Groschens noch ein Sinnensobjekt hinzugekommen ist, das durch seine Beharrlichkeit als Substanz dem, was in dem Begriffe gedacht wird, vollkommen entspricht, macht beides, die Form und die Materie, das Ganze eines logischen Subjekts aus, wie es sich zu einem kategorischen Urtheile schickt, so oft ich mit dem Ausdrücke der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit sage: dieß ist ein Groschen. Auch darf ich mich jetzt, was ich vorher nicht durfte, auf meine Erfahrung berufen, daß ich in dem gegebenen Groschen die Bedingungen eines kategorischen Urtheils erfüllt sehe. Die Bedingungen

meiner Receptivität, verbunden mit den Bedingungen meines Denkvermögens, sind bei diesem synthetischen Gegenstande in einen gemeinschaftlichen Begriff *a priori* übergegangen, den ich, eben weil er *a priori* ist, logisch zergliedern, und mit dem Verhältnisse 1 zu 24 vergleichen kann. Zwar habe ich dieses ganze Subjekt nicht aus der Natur meines Verstandes geschöpft: denn es ist etwas darin, was mir anderswoher gegeben werden mußte, und es ist also in Beziehung auf dieses letztere kein Gegenstand der allgemeinen Logik, oder des Denkvermögens in eigentlicher Bedeutung. Allein ich habe den synthetischen Zusatz auf Einheit *a priori* zurückgeführt, und in dieser rein synthetischen Form ist die äußere Materie eines Groschens ein Subjekt der transcendentalen Logik geworden: denn die transcendente Logik ist diejenige näher bestimmte Logik, die sich mit Gegenständen der synthetischen Erkenntnis, d. h. mit

Gegenständen einer möglichen Erfahrung beschäftigt, um ihre objektive Wahrheit nach den Gesetzen des Denkens *a priori* zu beurtheilen. Als allgemeine Logik würde die Logik sich allerdings zu viel anmaßen, wenn sie über Gegenstände urtheilen wollte, die noch nicht ganz Subjekte der Beurtheilung wären. Aber als transcendente Logik befaßt sie sich auch nur mit Gegenständen, die ihr *a priori* erkennbar sind, und die analytische Natur eines logischen Subjekts bereits angenommen haben.

Giebt es denn aber, wird man mich fragen, außer der allgemeinen, von uns allen mit auf die Welt gebrachten, und auch in ihrer systematischen Form dafür anerkannten Logik, noch eine andere, eine transcendente? Wodurch unterscheidet sich die letztere von der erstern? und worauf gründet sich dieser Unterschied?

Um hierauf, wenn auch nicht so erschöpfend, wie es in der Kritik der reinen Vernunft geschehen ist, doch wenigstens

verständlich zu antworten, sehe ich mich genöthigt, wieder auf den Ursprung unserer Verstandesprincipien zurückzukommen, von dem ich vorher nur in Beziehung auf das Den k v e r m ö g e n das vorläufig Erforderliche beigebracht habe.

Wenn ich in irgend einem bestimmten O b j e k t e meiner Reflexion, z. B. in einem Widerspruche, auf dem ich mich so eben ertappe, (indem ich mir etwa einen Unterricht im Singen vorstelle, den der Musikmeister einem Taubstummen giebt), von der offenbaren Ungereimtheit, einen Taubstummen im Singen zu unterrichten, abstrahire: so bleibt mir von diesem, durch Abstraktion gereinigten, Objekte meines Bewußtseyns (Perception genannt) nur das reine logische Kontradiktionsprincip übrig, ohne dessen Apperception ich nicht zu der Reflexion gekommen wäre, daß ich mir widerspreche; so wie das Thier, das keiner Reflexion über sich selbst fähig ist, zwar wohl

den Widerspruch empfindet oder percipirt, wenn es irgendwo anstößt, aber, da es in dieser Perception eines Anstosses nicht das Princip des Widerspruchs apper-
cipirt, nie zu einem allgemeinen Begriffe gelangt, daß jeder ähnliche Anstoß schon gleich im Vorwege durch die Reflexion auf den Satz des Widerspruchs vermieden werden könne. Der Mensch dagegen ist sich in dem Widerspruche, auf dem er sich ertappt, nicht nur des allgemeinen Begriffs vom Widerspruche (des Kontradiktionsprincips) bewußt, sondern er apper-
cipirt außerdem in diesem Bewußtseyn noch Theilbegriffe, indem er nicht nur Subjekt und Objekt, sondern in dem Totalbegriffe eines Subjekts noch den eines menschlich denkenden von dem eines denkenden Subjekts überhaupt unterscheidet. Er entdeckt vermöge seiner Reflexionsgabe, daß weder das Objekt seiner Perception, nämlich der Widerspruch, auf dem er sich ertappt

hat, noch das appercipirte Princip, der Satz des Widerspruchs, dergestalt wesentlich mit dem Subjekte, seinem menschlichen Ich, zusammenhänge, wie z. B. die Perception des Objekts Raum mit eben diesem specifischen Ich zusammenhängt, sondern dafs er vielmehr selbst dann, wenn er von diesem seinem menschlichen Ich abstrahirt, sich doch von dem denkenden Wesen überhaupt, (auch sogar wenn er sich den Logos selbst *in concreto* dächte), das Kontradiktionsprincip nicht wegdenken könne, so oft er sich in diesem denkenden Wesen ein Subjekt denkt, das, um nur erst mit sich selbst übereinstimmen, d. i. um logisch richtig denken zu können, dem Satze des Widerspruchs gehorchen müsse; dafs folglich dieses logische Princip allgemein und von jedem denkenden Subjekte, (also nicht von dem menschlichen allein); blofs schon darum, weil es denkt, zu prädiciren sei.

Ganz anders verhält sich das mit den

Kategorien. Auch diese sind zwar Principien meines denkenden Ich, aber der Art nach sind sie es nur für solche Verstandeswesen, die, wie ich, zugleich an die Formen des Raums und der Zeit gebunden sind. Da, wo überhaupt erst richtig gedacht werden muß, ehe wir Objekte dieser letztern Art beurtheilen können, nehmen wir das Gesetz nicht von den Kategorien, sondern von jenem allgemeinen logischen Princip an. Aber, auf die Sphäre dieser specielleren Beurtheilung eingeschränkt, sind die Kategorien noch insbesondere gesetzgebend für die Möglichkeit der Erfahrung in Raum und Zeit, die sich zur wirklichen Erfahrung, wie Metaphysik zur Physik, verhält, und deren gesetzliche Beurtheilung daher die transcendente (vor der wirklichen Erfahrung vorhergehende und über sie hinausreichende) heißt. Woraus denn zugleich erhellt, daß, wer sich unterrichten will, wie die Kategorien diese

Gesetze seyn können, sich an die transcendente Logik, wo sie ausschließlich hingehören, nicht aber an die allgemeine Logik wenden müsse, die sich nur mit solchen Kombinationen befaßt, welche sich unter das Kontradiktionsprincip subsumiren lassen.

So wie nun die Verknüpfung des Ich denke mit irgend einer Perception oder Vorstellung des innern Sinns, wo sie auch herkomme, derjenige Stoff ist, mit dessen strengster Prüfung und Zergliederung sich die allgemeine Logik in sofern beschäftigt, als aus diesem Stoffe die sämtlichen Prämissen entspringen, von deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit die ganze Wahrheit oder Falschheit jedes folgenden Begriffs oder Schlufssatzes abhängt: so zieht die transcendente Logik noch specieller auch diejenige Materie des Denkens vor ihr Tribunal, deren Beurtheilung, da das Objekt des Ich denke nur durch

Receptivität zu unserm Bewußtseyn gelangt, noch auſser der Kontradiktionsprobe zugleich der Kategorieenprobe bedarf. Zu den Bedingungen der Wahrheit ist auſser dem logischen Denkprincip nun auch noch das transcendente Erkenntniſſprincip hinzugekommen; die objektive Gültigkeit meiner Vorſtellung beruht itzt nicht bloß negativ auf Wegräumung des Widerspruchs in meinen Vorſtellungen, und positiv auf deren ſubjektiver Übereinstimmung unter ſich ſelbſt, ſondern auf einer objektiven Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit, der eine ganz andre Art der Verknüpfung, als durch die bloße logiſche Kopula, nämlich die transcendente Synthesis meiner menſchlichen Receptivität inſbeſondere mit dem denkenden Ich überhaupt zum Grunde liegt: eine Verknüpfung der Gegenstände der Vorſtellung in Raum und Zeit, von der die allgemeine Logik nichts weiß, und die ſich ſogar auf

specifisch ganz verschiedenartige Formen der Receptivität beziehen kann.

Dafs aber die Materie sich bei specifisch verschiedenen Wesen auf specifisch verschiedene Formen der Receptivität beziehen könne, darin ist, an sich und überhaupt betrachtet, nichts widersinniges, nichts unbegreifliches. Um irgend ein Beispiel nur so im Allgemeinen anzuführen: Wer sollte wohl glauben, dafs ein so einförmiger Gegenstand, als z. B. ein Stück Brachfeld für uns zu seyn scheint, eine solche Reichhaltigkeit von Beziehungen auf die Receptivität oder Vorstellungsart andrer Geschöpfe haben könnte, als es sich in der That findet? Wie vielseitig mufs dieser einzelne Gegenstand der Wahrnehmung seyn, da er sich augenscheinlich der Receptivität eines Wolfs und einer Heerde Schafe, eines Maulwurfs und einer Gans, einer Biene und einer Ameise u. s. w. unter ganz verschiedenartigen Beziehungen darstellt. Wäre die ursprüngliche Form einer

Entenbrut nicht ganz anders bedingt, als bei einer Hühnerbrut, würde wohl das Entchen in dem Augenblicke, da es dem Ei entschlüpft, dem nämlichen Teiche zu-eilen, vor dem das Hühnchen mit Entsetzen zurückbebt? und so in tausend andern Fällen, die alle auf dieselbe Erklärung hinauslaufen. Jede ursprünglich verschiedene Art lebender Wesen findet an einer und derselben Erscheinung, die für unsre Vorstellungsart ganz andre Bestimmungen hat, einen ihr eignen Gegenstand der Receptivität, einen Gegenstand, der für die übrigen Arten so viel wie Nichts ist.

Unter Receptivität aber wird hier, wie auch schon der Zusammenhang ergiebt, nicht diejenige Idiosyncrasie, wodurch sich etwa das einzelne Individuum in seiner Art zu sehen von andern Individuen unterscheidet, sondern die menschliche Natur selbst, als das beharrliche Substrat aller uns Menschen überhaupt möglichen Erfahrung, verstanden. Der Gelbsüchtige mag

sich immerhin auf seine Art zu sehen berufen, daß ihm der Schnee gelb, und nicht weiß, erscheine; subjektive Wahrheit hat diese seine individuelle Art zu sehen allerdings: aber Erscheinung (im Gegensatze des Scheins) muß nicht bloß subjektiv, sondern auch objektiv wahr seyn. Was dem einzelnen Subjekte — wie sehr man sich dasselbe auch in Gedanken vervielfältige — als wahres Objekt erscheint, muß auch jedem andern menschlichen Subjekte, das dieses Objekt nach allen Kategorieen erfahren hat, als das wahre Objekt erscheinen. Erscheinung muß, wie die Kritik sich ausdrückt, nicht subjektive Wahrnehmung, sondern objektive Erfahrung zum Grunde haben; muß, um es in ein einziges Wort zusammenzufassen, auf Kategorie gegründet seyn.

Es ist also klar, daß in dem Begriffe einer *a priori* d. h. wesentlich und von oben herab bedingten Receptivität wenig-

stens kein Widerspruch liege. Daraus folgt nun freilich noch lange nicht, daß die Sache sich wirklich so verhalte: denn von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit zu schliessen, ist allemal ein gewagter, ein von der Logik verbotner Sprung. Gesetzt jedoch, es verhielte sich nicht so, und der empirische Zusatz in dem obigen Groschen wäre von jeder Art der transcendenten Bedingungen schlechterdings unabhängig, so würde daraus folgen, was schon in einer andern Instanz der Fall war, daß wir unmöglich wissen könnten, wie wir mit unserm Geldbeutel daran wären. Was wir heute in Dukaten empfangen hätten, könnte sich morgen, wenn wir es wieder ausgeben wollten, unter unsern Händen in Kinderpfennige verwandeln: denn mit welchem Fug wollten wir es wohl dem Metallreiche, einem Gegenstande der äufsern Wahrnehmung, zumuthen, sich nach den Regeln der Logik zu richten? Der Hylozoismus wäre unwiderlegbar, und

würde nicht ermangeln, auch hier seine Rolle zu spielen. — Oder, falls es uns etwa schicklicher däuchte, die Natur als ein Etwas zu denken, das wahrscheinlich nach der höhern Idee einer vorherbestimmten Harmonie dergestalt eingerichtet wäre, daß es mit unsern Bedürfnissen mechanisch zusammen träfe: so würden wir uns unvermeidlich in einen Widerspruch stürzen, aus dem gar nicht herauszukommen wäre; wir würden unserm eignen Bewußtseyn widersprechen. Wir würden uns bewußt seyn, daß wir mit allen unsern logischen Urtheilen, auf Gegenstände der wirklichen Erfahrung angewandt, die Modalität der Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit verknüpfen; und in dem Systeme unsers Wissens erschiene gleichwohl die Möglichkeit der Erfahrung selbst als ein Gegenstand des bloßen Fürwahrhaltens, der sich unter den Satz des Widerspruchs gar nicht subsumiren liefse, und folglich alle Ansprüche

auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit ausschlosse.

Fänden wir hingegen, was wir glücklicher Weise in allem Ernste finden müssen, daß unsre empirischen Gegenstände wirklich, und zwar nothwendig, an etwas gebunden sind, was, ob es gleich keinesweges zur Natur des Denkvermögens in eigentlicher Bedeutung gehört, dennoch von keinem empirischen Gegenstande weggedacht werden kann, ohne unserm ganzen Bewußtseyn zu widersprechen: so wäre das ein offenbares Geständniß, daß es transcendente Bedingungen *a priori* gebe, die zur Natur unsrer Receptivität gehören. Nun läßt sich aber von jedem möglichen empirischen Gegenstande alles andre wegdenken, nur nicht Raum und Zeit. Wenn also Raum und Zeit nicht etwa Begriffe sind, die zur Natur unsers eigentlich so genannten Denkvermögens gehören, so müssen sie nothwendig

transcendentale Bedingungen *a priori* seyn.

Da ich nunmehr mit den Untersuchungen meines Philosophen so weit fortgerückt bin, daß ich einen dem Denkvermögen zwar fremden, aber der Gesetzgebung des Verstandes unterwürfigen Boden, den Boden der möglichen Erfahrung, betreten habe; so befinde ich mich in einiger Verlegenheit, wie ich, bei dem Ziele, das ich meiner gegenwärtigen Abhandlung gesteckt habe, bloß die Theorie der Kategorien darzustellen, von der in diese Theorie so tief eingreifenden Theorie des Raums und der Zeit nur gerade das Wesentliche herausheben, und meinen Lesern doch hinlänglich verständlich bleiben soll. Hoffentlich treffe ich einen Mittelweg, der für sie sowohl als für mich selbst der zweckmäßsigere ist, wenn ich aus der Theorie des Raums und der Zeit nur gerade den unbestrittensten Theil zur Anwendung bringe, diejenigen meiner Leser aber, die

sich von den Gründen derselben noch insbesondere zu belehren wünschen, auf das System selbst verweise, wo alles in seiner gehörigen Einheit beisammen steht.

Wie sehr die Streiter im Felde des Raums und der Zeit noch immer in ihren Meinungen von einander abweichen, so stimmen doch Alle darin überein, daß kein Gegenstand auf die Sinne wirken könne, der nicht irgendwo und irgendwann existire. Alle sehen das Irgendwo und Irgendwann als eine nothwendige Bedingung an, die immer mitgedacht werden muß, wenn von einem Gegenstande der Sinne die Rede ist. Nothwendige Bedingungen müssen ihren Grund entweder in unserm Denkvermögen, oder in etwas anderm haben. In unserm Denkvermögen kann das Wo und Wann seinen Grund schon darum nicht haben, weil es in keinem der Bedingungen, die wir im ersten Abschnitte vollständig aus der Natur des Denkvermögens entwickelt haben, enthal-

ten ist, oder sich daraus herleiten läßt. Das Wo und Wann der Gegenstände muß folglich seinen Grund nothwendig in etwas anderm, als dem Denkvermögen haben.

Selbst der Idealist getraut sich nicht zu läugnen, daß er bei seinen Vorstellungen außrer Gegenstände an die Bedingungen des Raums und der Zeit gebunden sei. Der einzige Unterschied zwischen ihm und dem Realisten besteht darin, daß Jener sowohl die sinnlichen als die nicht sinnlichen Gegenstände seines Denkens, und mit diesen Gegenständen zugleich die Bedingungen des Orts und der Zeit, für bloße Vorstellungen hält, ohne sich auf die Frage einzulassen, woher die eine oder die andre Art der Vorstellungen ihren Ursprung habe; da hingegen der Realist den Grund von den Erscheinungen der Sinnenobjekte in etwas außser sich sucht, wobei er es auch seinerseits, wenn er behutsam ist, dahin gestellt seyn läßt, ob dieser Grund der Erscheinung den Dingen

an sich selbst, oder der besondern Einrichtung unsrer Organe beizumessen sei. Dafs die Dinge an sich selbst den Erscheinungen zum Grunde liegen, aber nicht der unmittelbare Grund der Vorstellungen sind, die wir mit ihren Erscheinungen verbinden: das ist die Theorie der äufsern Gegenstände, zu der sich der Transcendental-Philosoph bekennt.

Um uns daher erst reine Bahn zu machen, ehe wir weiter gehen, und uns doch auch nicht länger auf unserm Wege aufhalten zu lassen, als nöthig ist, merke ich zuvörderst, was den Idealisten betrifft, den Umstand an, dafs ihm das Äufsre wie das Innere eine blofse Vorstellung sei. Nun kann aber weder der Idealist, noch irgend ein andrer Mensch in der Welt, sich als ein vorstellendes Subjekt erfahren, ohne sich der Succession seiner Vorstellungen bewußt zu seyn: denn keine Vorstellung beharret neben und bei einer andern, sondern die eine folgt auf die andre. Damit

sich irgend Jemand einer Succession bewußt werde, muß etwas existiren, woran er zu zählen anfängt, und das währenden Zählens seine Stelle nicht zugleich mit dem successiven Zählen verändert, d. h. es muß etwas Beharrliches existiren. Wenn mit dem Uhrzeiger zugleich das Zifferblatt, und alles andre an der Uhr, sich kontinuierlich herumdrehte, so würde nichts da seyn, woran man zu zählen anfangen und fortfahren könnte, und Zeitbestimmung durch Hülfe einer Uhr wäre ein Un-
ding. Da nun aber das Beharrliche nicht in der Vorstellung existirt, weil alle Vorstellungen successiv sind, so muß etwas außer den Vorstellungen existiren, dessen Beharrlichkeit nicht zugleich mit der Succession der Vorstellungen aufgehoben werden kann. Es hängt z. B. von meiner Willkühr ab, ob ich meine Vorstellung jenes Hauses aufheben, und, indem ich dem Hause den Rücken zukehre, meine Gedanken auf einen andern Gegenstand

richten will. Aber es hängt nicht von meiner Willkühr ab, das Daseyn des Hauses aufserhalb meiner Vorstellung zugleich mit meiner Vorstellung des Hauses aufzuheben, und von der Beharrlichkeit desselben währenden Wechsels meiner Gedanken ein Bewußtseyn zu haben, oder nicht zu haben. Der Idealist wird sich also der Succession seiner Vorstellungen, und mit ihr der Zeit selbst, folglich auch alles dessen was in der Zeit existirt, mithin auch seines eignen Ich, als eines Etwas in der Zeit, nur dadurch bewußt, daß etwas Beharrliches aufser ihm, nämlich im Raume, existirt. Er ist also durch das Bewußtseyn seiner eignen successiven Vorstellungen widerlegt; ja er wird sich sogar seiner eignen Existenz in der Zeit erst dadurch bewußt, daß etwas Beharrliches aufser diesen Vorstellungen existirt. *)

*) Das Ich denke, das alle unsre Vorstellungen begleitet, muß von dem Ich, mit dem das

Nun fragt es sich aber, was zweitens den Realisten betrifft, ob dieses von uns erkannte Äußere in den Dingen an sich selbst, oder nur in ihren Erscheinungen zu erkennen sei? Ich glaube in dem Vorhergehenden unwidersprechlich bewiesen zu haben, daß wir es nicht in den Dingen an sich selbst erkennen können, weil wir den Begriff der Nothwendigkeit damit verknüpfen, und dieser Begriff der Nothwendigkeit von Bedingungen abhängt, die uns *a priori* beiwohnen müssen. Da sie nun, diese Bedingungen äußerer Gegenstände, nicht unserm logischen Denkvermögen beiwohnen, und gleichwohl *a priori* gegeben sind, so bleibt nur der einzige mögliche Fall übrig, daß sie unsrer Receptivität zum Grunde liegen, und folglich transcendental sind. Raum und Zeit sind die Bewußtseyn der Existenz in der Zeit schon verbunden ist, wohl unterschieden werden. Jenes kommt in jeder Vorstellung vor: aber es beharrt nicht außer der Vorstellung.

dingungen, an die wir bei der Beurtheilung äufsrer Gegenstände nothwendig gebunden sind. Wir sind also, nach dem bisher Gesagten, durch die Natur unsers Bewußtseyns selbst gedrungen, sie für diejenigen transcendentalen Bedingungen *a priori* anzuerkennen, die allen äußern, d. h. in der Natur des bloßen Denkens nicht begründeten, Gegenständen der Erkenntniß zum Grunde liegen.

Raum und Zeit sind unserm Bewußtseyn beharrlich gegenwärtige Objekte, die wir uns unter den Prädikaten der unendlichen Ausdehnbarkeit und der unendlichen Theilbarkeit denken. Wie es möglich sei, daß sie solche Objekte seyn können, begreifen wir nicht. Daß es aber für uns von absoluter Nothwendigkeit sei, an diesen ihren Grundbestimmungen kein Pünktchen in Gedanken zu ändern, erkennen wir in allen den Fällen, wo wir uns von unsern Handlungen des Messens und Zählens mathematische Rechenschaft geben.

Wir sind unumgänglich an die Bedingung gebunden, uns den Raum als eine Sphäre, die sich der Länge, Breite und Tiefe nach ins Unendliche erstreckt, die Zeit hingegen unter der einfachen Dimension einer Länge, die nie ein Ende nimmt, vorzustellen. In den Raum setzen wir alle Gegenstände unsrer Sinne, die uns unter dem Prädikate der Ausdehnung erscheinen, und in die Zeit alle Gegenstände der Erfahrung überhaupt, sofern wir sie in successive Vorstellungen umprägen, und dem Ich denke aneignen.

Unter diesen, theils von der uns unbekannten Natur der Dinge an sich selbst, theils von der Natur unsers Denkvermögens unabhängigen, und folglich transcendenten, Bedingungen erscheinen uns alle Gegenstände der Anschauung als solche, die irgend einen Raum, und alle Gegenstände der Empfindung als solche, die irgend eine Zeit erfüllen. Sinnenobjekte nämlich können uns nur dadurch erkennbar

werden, daß sie Eindrücke auf unsre Sinne machen. Der unmittelbare Gegenstand, der uns in der äufsern Wahrnehmung als die Ursache eines Eindrucks erscheint, ist in unserm Bewußtseyn von der Wirkung selbst unterschieden. Jener ist Anschauung, d. h. irgend etwas im Raume: diese ist Empfindung, d. h. irgend etwas im innern Sinne. (Ich anticipire hier Manches, was erst in der Folge verständlicher wird, um desto bestimmter erklären zu können, was die Kritik unter Anschauung und Empfindung verstehe). Die Wahrnehmung des Geschmacks einer Erdbeere, der sich auf der Zunge, und die Wahrnehmung eines Rosenduftes, der sich durch das offene Fenster ins Zimmer verbreitet, ist so gut eine Anschauung, als ob ich beide durchs Mikroskop betrachten könnte: das Bewußtseyn ihrer Wirkung auf meine Empfindung kann aber im inneren Sinne, in dem überhaupt alle Empfindungen zum Bewußtseyn gelangen, nur durch Begriffe unter-

schieden werden, indem ich die Einheit derselben dort als Erdbeerengeschmack, hier als Rosenduft denke. Sofern der Rosenduft eine Anschauung ist, erfüllt er irgend einen meßbaren Raum; sofern er eine Empfindung des innern Sinnes ist, erfüllt er irgend eine meßbare Zeit. Da nun Raum und Zeit Bedingungen *a priori* sind, die allen Menschen auf einerlei Art immer gegenwärtig bleiben, so müssen auch Gegenstände, vorausgesetzt, daß sie irgend einen Raum, irgend eine Zeit erfüllen, eben durch den Raum und die Zeit, die von ihnen erfüllt sind, für alle Menschen auf einerlei Art bestimmbar, folglich allgemeingültige Gegenstände, folglich Gegenstände der möglichen Erfahrung seyn. Ich sage allgemeingültige: ihre Gültigkeit läßt sich durch keine National-Dekrete zu Gunsten revolutionärer Grundsätze umstoßen; der Franzose wie der Engländer, der Grönländer wie der Neger, der Morgenländer wie der Abendländer,

wir alle sammt und sonders stehen in Ansehung ihrer fortdauernd unter der nämlichen Kategorie, und zu einer General-Vernunft-Umwälzung ist uns alle Hoffnung abgeschnitten. Ich sage empirisch mögliche: Jedermann muß sie erfahren, der die Erfahrungsgesetze richtig auf sie anwendet. Ob sie allgemeingeltende, ob sie Gegenstände unsrer wirklichen Erfahrung sind, das ist eine Frage, die nicht die Objekte der Beurtheilung, sondern die falsch oder wahr urtheilenden Subjekte angeht.

Wenn wir daher die Bedingungen unsers Denkvermögens, so wie wir sie im ersten Abschnitte aus der logischen Einheit des Bewußtseyns entwickelt haben, durch die Bedingungen unsrer Receptivität, d. h. durch die Bedingungen des Raums und der Zeit näher bestimmen, so ist klar, daß diese näher bestimmten logischen Begriffe zugleich Bedingungen (Regeln, Obersätze, Grundsätze, Gesetze, Principien) der Erfahrung werden. So lange sie weiter nichts

als logische Begriffe waren, konnten sich nur Subjekte des bloßen Denkvermögens unter sie subsumiren lassen. Jetzt da sie zugleich durch die transcendentalen Bedingungen des Raums und der Zeit bestimmt sind, erweitern sie sich, als Kategorien, über alle Gegenstände einer möglichen Erfahrung. Was wir durch die allgemeine Logik bestimmen, sind immer nur unsre Gedanken. Was wir durch die transcendente Logik bestimmen, sind Naturobjekte, sofern sie in Raum und Zeit gegeben sind.

Das Wort Kategorie ist ein klassischer Ausdruck, der sich von der gerichtlichen Procedur bei einem Atheniensischen Untersuchungsprocesse herschrieb, und lediglich, wie auch noch heutiges Tages der Fall ist, die *quaestionem facti* betraf. Ich weiß nicht, ob Aristoteles etwa kurz vorher, als er dieß glückliche Kunstwort erfand, einen besondern Beruf gehabt hatte, über die Formalitäten nachzudenken, mit

denen sich zu seiner Zeit die Heliäa und das Prytaneum beschäftigten. Für uns kann es keine Bedenklichkeit haben, uns auf einige Augenblicke in einem wohlgeordneten Gerichtshofe umzusehen.

Der parteilose Richter eines Kriminalprocesses geht von dem Grundsatz aus, daß ihm das Deliktum nur in sofern bekannt seyn könne, als es sich aus den Antworten auf seine rechtlichen Fragen ergibt. Seine Fragen sind die Kategorien des beleidigten Gesetzes, und die Antworten des Beklagten, der Zeugen u. s. w. sind der genetische Gegenstand, der, indem er sich in dem Bewußtseyn des Richters erzeugt, zugleich unter die Kategorien subsumirt wird. — Um das Gesetz mit strenger Gerechtigkeit zur Anwendung zu bringen, muß erstlich die Gröfse des Verbrechens bestimmt seyn: der Richter muß die mannichfaltigen Data desselben auf ein bestimmbares Quantum der Gesetzwidrigkeit zurückführen. — Zwei-

tens ist die Qualität des gegebenen Falles zu untersuchen: ob die Einheit desselben in Mord oder Todtschlag, in Diebstahl oder Felonie bestehe. — Drittens frägt sichs, wie sich der gegebne Fall auf die Persönlichkeit des Beklagten beziehe: kategorisch, wenn auſser ihm kein Andrer in die Sache verwickelt ist; hypothetisch, wenn das Deliktum nicht ganz verstanden werden kann, ohne noch auf andre dabei interessirte Personen Rücksicht zu nehmen; disjunktiv, wenn das Verbrechen unter eine Gemeinschaft von handelnden Personen wechselseitig vertheilt ist. — Sind nun endlich alle bei der Sache eintretende Umstände unter ihre Kategorieen subsumirt, und ist das Faktum durch die Zusammenfassung aller dieser Handlungen des Urtheilens ein durchgängig bestimmter gerichtlicher Gegenstand geworden, so bleibt noch eine vierte Frage übrig, die der Richter an sich selbst thut: ob er sich nämlich in seinem Gewissen redlich und

wahr bewußt sei, keine problematischen Data assertorisch niedergeschrieben zu haben, und er folglich, weil alles assertorisch bestimmt ist, mit apodiktischer Überzeugung in der Sache erkennen könne, was Rechtens ist.

Wie der Richter in der hier beigebrachten Instanz eines Inquisitionsprocesses verfährt, so verfährt der menschliche Verstand überhaupt, indem er die gesetzlichen Bedingungen, die aus der primitiven Form eines Urtheils entspringen, als so viele Kategorien einer rechtlichen Erkenntniß, auf Realobjekte der Erfahrung anwendet. Niemand überrede sich, den wahren Zusammenhang einer Sache, es sei in der Sinnenwelt, oder in der moralischen Welt, erfahren zu haben, so lange er noch nicht vermögend ist, die Data derselben mit eben der Bestimmtheit unter die Kategorien zu subsumiren, wie dieser aufmerksame, gewissenhafte, und rechtserfahrene Richter.

Jeder empirische Gegenstand der Wahrnehmung ist als ein Naturfaktum zu betrachten, das vor dem Gerichtshofe des Naturverstandes abgeurtheilt wird. Die Überzeugung des letztern von der objektiven Realität des erstern hängt von den Antworten ab, welche ihm die Receptivität, die, als das beharrliche Substrat alles dessen, was in ihr vorgeht, und als der transcendente Gegenstand des Denkvermögens selbst, allemal, wo es auf That-sachen ankommt, zuerst abgehört werden muß, auf seine Fragen zu geben hat. Sind ihre Antworten so genau abgefaßt, daß sich bestimmte logische Begriffe damit verbinden lassen, so ist das Faktum von nun an das stehengebliebene Subjekt eines Urtheils, mit dem Jedermann, der über den nämlichen Gegenstand urtheilen will, nothwendig die nämlichen Prädikate verbinden muß, wofern sein Urtheil die erforderliche subjektive (logische) und objektive (empirische) Wahrheit haben soll.

Oder, um die Allegorie fahren zu lassen, was uns die Sinne von den Gegenständen aufser uns darbieten, sind immer nur Data von Begebenheiten, die sich in der Natur zutragen, Data, deren Realität von uns nur dadurch erkannt werden kann, dafs sich in unserm Bewufstseyn ein stehenbleibender Gegenstand erzeugt, mit dem wir bestimmte Begriffe, als so viele Prädikate eines logisch wahren Urtheils verbinden, und den wir uns nach allem dem, was wir unter dieser zwiefachen Beziehung selbst für ihn gethan haben, mit voller Rechtsgültigkeit als den unsrigen zueignen können. Das Naturfaktum mufs die Gestalt, Figur, und Form eines uns angehörigen Objekts angenommen haben, mufs durch die uns *a priori* beiwohnenden Bedingungen des Raums und der Zeit für unser ganzes Bewufstseyn so unabänderlich und beharrlich bestimmt, mufs in die *a priori* erkennbare Natur eines logischen Subjekts so innig und wesentlich

übergegangen seyn, daß jeder Andre, der sich des nämlichen Gegenstandes bewußt wird, in seiner Beurtheilung desselben an die nämlichen Bestimmungen, wie wir selbst, gebunden sei. Nur unter dieser Bedingung können wir sagen, daß uns ein reeller Gegenstand gegeben ist, der alle willkührlichen, erdichteten, oder hinzuge-dachten Nebenbestimmungen ausschließt.

So ist z. B. die Sonne eine Natur-Erscheinung, die zu allerlei Wahrnehmungen und Kombinationen Anlaß giebt. Der Eine kann bemerken, daß sie Morgens im Osten auf-, Abends im Westen untergehe; der Andre, daß sich die Jahreszeiten nach ihrem Gange richten; der Dritte, daß sie mit dem Monde in gleicher Weite von der Erde abstehe; der Vierte, daß sie am Horizonte größer, als im Zenith sei, u. s. w. Alle diese Wahrnehmungen haben ihre vollkommene Richtigkeit; der Gelehrte, wie der Bauer, müßte seinen Sinnen nicht mehr trauen, wenn ihm die Sache anders

schiene. Wie geht es aber zu, daß sie demunerachtet alle falsch sind? Kann das System mehr gelten, als der Augenschein? Warum unterscheiden wir unsre Wahrnehmungen von unsern Erfahrungen? nennen jene Schein, diese Erscheinung? — So auch in jedem andern gegebenen Falle. Ein Haus ist ein Gegenstand, bei dem eine Menge Wahrnehmungen, Leidenschaften, Täuschungen der Einbildungskraft u. s. w. ins Spiel kommen können. Als stehendes Subjekt eines Urtheils wird es ein Faktum in der Natur der Dinge, das nothwendig erst unter die Kategorieen der Quantität, Qualität, Beharrlichkeit, Veränderlichkeit, Kausalität, Gemeinschaft u. s. w. subsumirt werden muß, ehe man sich auf seine Erfahrung von einem solchen Gegenstande berufen kann. Der Fall muß, wie ich gleich Anfangs sagte, die Natur eines logischen Untersatzes im Verhältnisse zu seinem Obersatze angenommen haben; er muß abgemessen, abge-

wogen, abgeurtheilt seyn: dann aber ist er auch ein Reales, das mit dem synthetisch angewandten Satze des Widerspruches steht und fällt.

Nicht alle Begriffe, die wir mit den Erscheinungen der Dinge verbinden, sind Verstandesbegriffe. Die Einbildungskraft idealisirt die Gegenstände unter ganz andern Prädikaten, als unter denen der Verstand sie realisirt: sogar die Vernunft hat ihre transcendenten Begriffe, die gar zu gern auf objektives Wissen Anspruch machten, ob sie gleich nach genauerer Erwägung der Sache mit einer viel bescheidnern Ehrenstufe, nämlich der subjektiven Gültigkeit des Fürwahrhaltens, zufrieden seyn müssen. An der andern Seite weigern sich aber auch oft die Erscheinungen, sich unter bloße Verstandesbegriffe zu subsumiren: sie wollen aus einem höhern Gesichtspunkte, als den der Mechanismus der Natur an die Hand giebt, sie wollen unter der Form

der Zweckmäßigkeit, einer Idee, die nicht dem Verstande, sondern der Vernunft angehört, beurtheilt seyn. Ich werde weiterhin Gelegenheit haben, mehr darüber zu sagen. Voritzzt kehre ich zu den Kategorieen zurück, mit denen ich es hier zunächst zu thun habe.

In jedem Erfahrungsurtheil kommen, wie wir uns zur Gnüge überzeugt haben werden, zwei Bedingungen zusammen, die nothwendig erst mit einander vereinigt seyn müssen, ehe irgend etwas für uns Erfahrung seyn kann: eine transcendente, nach der einem jeden Verstandesbegriffe, wenn er objektive Gültigkeit haben soll, nothwendig ein Gegenstand in Raum und Zeit entsprechen muß; und eine logische, nach der ein jeder Gegenstand, der irgend einen Raum, irgend eine Zeit erfüllt, auf Verstandeseinheit *a priori* zurückzuführen ist, ehe er als ein unserm Bewußtseyn angehöriger und von uns

erkennbarer Gegenstand gedacht werden kann.

Und so entstehen denn eben so viele durch Raum und Zeit bestimmte Kategorien oder Bedingungen der Erfahrung, als wir vorher Arten der Einheit aus der primitiven Form eines Urtheils entwickelten.

I. Der Begriff der Quantität, durch Raum und Zeit bestimmt, ist Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit. Der Begriff selbst drückt allemal eine quantitative Einheit aus, die, auf Raum und Zeit angewandt, eine numerische Einheit wird. Der Gegenstand aber, der durch diesen Begriff gedacht werden soll, muß, weil er im Raume existirt, eine Gröfse der Ausdehnung, und weil er in der Zeit und zugleich im Raume existirt, eine zählbare und meßbare Gröfse haben.

Die Logik weiß nichts vom Zählen und Messen. Der Begriff der Gröfse ist ihr weiter nichts, als ein Vergleichungsbegriff, durch den die Subjekte beurtheilt

werden, je nachdem sie einer allgemeinen Form mehr oder weniger fähig sind. Durch die individuellen Eigenschaften der Zeit und des Raums, die ihr ihre Schwester-Wissenschaft, die reine Mathematik, *a priori* an die Hand giebt, erweitert sich der logische Begriff der Gröfse zu einem Begriffe von Zahl und Mafs. Da nun durch diesen synthetisch *a priori* erweiterten Verstandsbegriff der Gröfse eine Einheit des Mannichfaltigen in Raum und Zeit gedacht wird, so kann auch nie ein Mannichfaltiges in Raum und Zeit durch den Verstand auf- und zusammengefafst werden, das sich nicht unter eben den Bestimmungen, unter denen es der Verstand synthetisch zusammengefafst hat, auch wieder in seine Theil-Einheiten auflösen, d. i. messen und zählen liefse. Dafs es sich messen läfst, ist schon daraus klar, weil der Raum gar keine andere als Raumtheile hat; woraus von selbst folgt, dafs alles, was im Raume erscheinen soll, einen

Raum erfüllen, oder ein Mannichfaltiges von Raumtheilen seyn müsse. Dafs aber ein Gegenstand, der sich durch irgend einen Raum ausdehnt, sich zugleich durch irgend eine Zeit, obgleich in einer ganz andern Bedeutung, ausdehnen müsse, ergibt sich daher, weil wir uns der Gegenstände nur durch unsre Vorstellungen bewußt werden: wenn also alles, was in dem räumlichen Gegenstande gegeben ist, zugleich ein Gegenstand des Bewußtseyns werden soll, so muß das Mannichfaltige desselben sich nothwendig durch eine Reihe von Vorstellungen ausdehnen, die irgend eine Zeit erfüllen. Jede Zeitgröfse ist eine Vielheit von Momenten, die, in irgend eine der Natur des Denkvermögens analoge Einheit zusammengefaßt, eine Zahl ausmachen. Folglich muß die Einheit eines in Raum und Zeit gegebenen Mannichfaltigen, sofern das Mannichfaltige in den Verstandesbegriff einer bestimm- baren Zeit - und Raumgröfse zusammen

gefaßt und wieder aufgelöst wird, eine numerische seyn.

In jedem durch Einheit bestimmbaren, eine Raum - und Zeitgröſse erfüllenden Mannichfaltigen muß sich daher auch etwas vorfinden, was sich entweder unter ein einzelnes, oder unter ein pluratives, oder unter ein allgemeines Urtheil subsumiren läßt, und den drei Begriffen der numerischen Einheit, Vielheit oder Allheit entspricht: z. B. ein Blumenstraufs; viele Blumen zu einem Straufse; alle Blumen aus einem Straufse.

Grundsatz der Quantität. Alle Anschauungen sind extensive Gröſsen. Beweis. Alle Anschauungen existiren in Raum und Zeit. Was im Raume existirt, muß einen Raum erfüllen. Was einen Raum erfüllt, muß selbst ein räumlicher Gegenstand, folglich ausgedehnt seyn. Es muß aber auch eine Gröſse haben. Denn wo ein Mannichfaltiges unter die Einheit eines Begriffs zusammen-

gefaßt wird, da ist Gröfse. Folglich hat jede Anschauung, sie mag nun einzeln, oder in der mehrern Zahl, oder als Allheit gegeben seyn, eine extensive Gröfse.

Durch diesen Grundsatz wird erstlich der Boden der möglichen Erfahrung von gewissen innern Sehern gereinigt, die bisher in der Natur der Dinge Subjekte unter allerlei Namen und Prädikaten auftreten liefsen, denen sie eine Stelle im Raume anwiesen, ohne durch sie einen Raum erfüllen zu lassen. Zweitens wird die ganze anschauliche Natur zugleich ein Gegenstand der Mathematik: alle empirische Anschauungen werden Raum- und Zeitgrößen, die sich messen und zählen lassen. Drittens werden alle Naturdinge, als meßbare Anschauungen, rein synthetische Subjekte der logischen Beurtheilung, deren Wahrheit sich durch den Satz des Widerspruchs ausmitteln läßt, und sich eben dadurch zu dem Range der nothwendigen und allgemeingültigen Wahrheiten erhebt.

II. Der Begriff der Qualität, durch Zeit und Raum bestimmt, ist Einheit, sofern die Mannichfaltigkeit davon weggedacht wird. Der Begriff selbst drückt die Einheit eines Merkmals aus, und der synthetische Gegenstand, der dieser Einheit eines Merkmals entsprechen soll, muß ein Reales *) in Raum und Zeit seyn, z. B. die Röthe einer Rose.

Wenn an einem Gegenstande in Raum und Zeit alles Mannichfaltige weggedacht wird, so bleibt von der Materie desselben nur die bloße Form übrig. Unter der vorigen Kategorie ward die Materie des anschaulichen Gegenstandes so weggedacht, daß nur die Form der Ausdehnung, näm-

*) Die Kritik stellt den Begriff der Realität, so wie den der Materie, der Substanz, der Kausalität, der Veränderung u. s. w. bloß auf, ohne seine objektive Einheit in der Raum- und Zeiterfüllung zu bestimmen, weil diese Bestimmung in die Metaphysik gehört, wo sie durch die nähere Erörterung der Prädikabilien erst verständlich wird.

lich der bloße meßbare Raum, übrig blieb. Unter der Kategorie der Qualität wird mit dem Mannichfaltigen der Materie auch noch das Mannichfaltige der Extension weggedacht, und es bleibt also nur die bloße Form einer Zeit übrig, deren wir uns als einer gegebenen Zeit bewußt sind. Bewußtseyn von etwas Gegebenem ist Wirkung eines Eindrucks, den das Gegebne auf unsre Sinne macht, d. h. Empfindung. Eine Empfindung enthält also gerade nur so viel, als zu einem Merkmale dienen kann, daß etwas gegeben sei; und wenn dieses Merkmal eine für Jedermann gültige Einheit eines Begriffs werden soll, so muß es durch diejenige Form der Zeit zu bestimmen seyn, deren wir uns in der gegebenen Empfindung bewußt sind. *)

*) Wir unterscheiden unsre Empfindungen durch Begriffe, z. B. stechend, schneidend, ziehend, bitter, laut, hell u. s. w., aber wir bestimmen sie nach Graden der Schwäche und Stärke, z. B. sehr laut, sehr bitter u. s. w. Der

1) Entspricht die Materie unsrer Empfindung der Einheit eines Merkmals, z. B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein ist — alt; so sagt das Urtheil in Beziehung auf die logische Form Bejahung, und in Beziehung auf die transcendente Form Realität aus. Wir sind uns einer Wirkung des Gegenstandes auf unsern Geschmack bewußt, die mit dem in dem Prädikate aufgestellten Merkmale als eine wahre und für Jedermann erkennbare Realität übereinstimmt.

2) Entspricht die Materie der Empfindung dem Merkmale nicht, z. B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein — ist nicht — alt; so verneinen wir das Merkmal des Alters, beides in logischer und transcenden-

Blindgeborne des Cheselden verglich die Scharlachfarbe mit dem Schall einer Trompete; er maß mit vieler Aufmerksamkeit die Realität der Farbe und des Schalls nach der Kraft ab, mit der beide auf die Empfindung seines innern Sinnes wirkten.

taler Beziehung. Der gegebne Rheinwein kann jede andre Qualität haben, nur die bestimmte Qualität, ein alter Wein zu seyn, hat er nicht, und so muß ihn auch jeder Andre finden.

3) Entspricht die Materie der Empfindung zwar dem Gattungsbegriffe des aufgestellten Merkmals überhaupt, aber so, daß sie einem der Theilbegriffe ausdrücklich widerspricht, z. B. in dem Urtheile: dieser Rheinwein ist — zwar alt, aber kein hundertjähriger; so wird nicht die Kopula, sondern nur das Prädikat durch die Verneinung afficirt, und die Materie der Empfindung hat diejenige wahre und allgemeingültige Realität, die mit dem Merkmale des Alters überhaupt, nur nicht mit dem Merkmale eines hundertjährigen Alters übereinstimmt, d. h. wir sind uns der Realität limitativ bewußt.

Grundsatz der Qualität. In allen Erscheinungen hat das Reale, was ein Gegenstand der Empfindung

ist, intensive Gröfse (einen Grad der Realität). Beweis. Empfindung ist das Bewußtseyn eines Eindrucks, den etwas entweder von aussen oder von innen her auf unsre Sinnlichkeit macht: also etwas dem empfindenden Subjekte, nicht dem Objekte Inhärendes. Es wird folglich durch die Empfindung auch nichts in dem Objekte aufgefaßt und zusammengefaßt; *) sie hat daher auch keine extensive Gröfse. Da sich aber doch die Empfindung auf ein Objekt bezieht, in wie fern wir uns einer zu- und abnehmenden Zeiterfüllung in derselben bewußt sind; da ferner, vermöge der unendlichen Theilbarkeit der Zeit, kein Zeittheil der kleinste seyn kann,

*) Eine Empfindung kann nicht, wie eine Anschauung, successiv erzeugt werden: denn sie ist ein Bewußtseyn; und ein Bewußtseyn ist schon gleich in dem ersten Momente ein Bewußtseyn. Das hindert aber nicht, daß dieses einfache Bewußtseyn einen Inhalt haben könne, der gradweise stärker und schwächer werden kann.

und also jede Zeiterfüllung eine Vielheit von Momenten enthält, die, in eine einzige Empfindung aufgefaßt, dem Begriff der Gröfse entspricht; da endlich diese Gröfse nicht extensiv durch das Mannichfaltige des Objekts, sondern intensiv durch die Vielheit der Momente erzeugt wird: so folgt, dafs jede Empfindung, in Beziehung auf das Reale, was ein Gegenstand derselben ist, eine intensive Gröfse habe, d. h. die Wahrnehmung des Gegenstandes vermittelt der Empfindung hat einen Grad der Zeiterfüllung, durch den die Realität des Eindrucks selbst bestimmbar wird.

Durch diesen Grundsatz werden sogar unsre subjektiven Empfindungen Gegenstände einer objektiven oder allgemeingültigen und nothwendigen Beurtheilung, indem wir von der Materie der Empfindung nur die blofse Form der Receptivität bestimmen, die uns Allen auf einerlei Art beiwohnet. Jeder gegebne Gegenstand wird nach dem Grade der Realität, womit

er auf die Sinnlichkeit wirkt, empfunden: und jeder Grad der Empfindung ist eine Zeitgröfse, die der Gröfse dieser empfundenen Realität entspricht.

III. Der Begriff der Relation, durch Raum und Zeit bestimmt, ist Verbundenheit des in Raum und Zeit existirenden Verschiedenartigen. Der Begriff selbst drückt ein Seyn aus, und der synthetische Gegenstand desselben ist ein Daseyn.

Durch die beiden vorigen Kategorien wurden Anschauungen und Empfindungen als reinsynthetische Subjekte nach dem Satze des Widerspruchs beurtheilt. In den Kategorien der Relation und der Modalität ist nur von der Beziehung der Kopula auf Dinge in Raum und Zeit, also weder vom Messen noch vom Zählen die Rede. Wenn der Arzt durch eine Indikation ausgefunden hat, dafs der blassen Gesichtsfarbe eines Kindes ein Krankheitsstoff zum Grunde liegen müsse, so ist er noch weit davon entfernt, diesen

Krankheitsstoff unter der Form einer Anschauung oder einer Empfindung zu erkennen: er weiß nur, daß der Gesundheitszustand des Kindes sich verschlimmert hat, und daß dieß eine bestimmte Ursache haben müsse. Die Krankheit, als Wirkung einer Ursache, kann er weder ausmessen, noch berechnen: nicht sie, sondern nur ihr Daseyn *) ist der Gegenstand seiner Erfah-

*) So erkennen wir das Daseyn der Dinge an sich selbst, ob wir gleich die Dinge an sich selbst auf keine Weise erkennen können. Und in der raumerfüllenden Materie erkennen wir das Daseyn einer allgemeinen Anziehungskraft u. s. w., ob wir gleich von den bewegenden Kräften an sich selbst und ihrer innern Wirkungsart nicht den mindesten Begriff haben. Man braucht sich nicht erst durch eine sogenannte Real-Definition von der Kraft des Magnets, oder durch eine tief-sinnige Untersuchung: ob der Magnet das Eisen durch Häkchen, oder durch Klappen und Wirbel an sich ziehe? legitimirt zu haben, um mit der Behauptung hervorzutreten, daß eine anziehende Kraft in der Natur der Dinge existire u. s. w. S. weiter unten den Grundsatz der Wirklichkeit.

rung. Eben so wenig kann er sich rühmen, zu wissen, wie der Krankheitsstoff, z. B. ein Bandwurm, solche Wirkungen in dem animalischen Körper verursache: er kann höchstens nur wissen, daß der Bandwurm da, und daß er die Ursache der Krankheit sei. Selbst auf den Fall, wenn er diesen Gegenstand wirklich vor sich hätte, würde er ihn durch die Kategorien der Relation und Modalität doch nimmermehr als eine Anschauung oder Empfindung beurtheilen können; das müßte durch die Kategorien der Quantität und Qualität geschehen, und würde dann nichts von Ursache oder Wirkung aussagen. Er würde den Gegenstand nach allen drei Dimensionen ausmessen; er würde Versuche mit demselben anstellen, um neue Merkmale zu entdecken, woran man seine Realität erkennen könne. Wie aber die Kräfte thierischer Körper sich nothwendig zu einander verhalten müssen, um Ursache und Wirkung einer gegebenen

Krankheit zu seyn, das ist und bleibt eine Frage, die durch die Kategorieen der Quantität und Qualität nicht zu beantworten steht.

Was den Kategorieen der Relation und Modalität von Seiten des Messens und Zählens abgeht, wird indess reichlich durch den fast gränzenlosen Umfang ersetzt, den die Gesetzgebung des Naturverstandes durch sie gewinnt. Nicht nur die mathematische Natur, wenn ich mich so ausdrücken darf, sondern auch die organische und animalische, ja selbst die geistigen Handlungen unsrer Vernunft, unsers theoretischen Denkens, unsers praktischen Wollens, sofern sie eine Zeit erfüllen — alles, was da ist, da war, da seyn wird, wie zufällig es auch in jeder andern Rücksicht dem Naturverstande erscheinen möge, tritt als ein Seyn in der Zeit unter die Kategorieen der Verhältnisse in einer möglichen Erfahrung. Wir können durch keine einzige Kategorie bestimmen, worin

die angenehme oder schöne Realität eines Kopfputzes, oder worin die vernünftige Zweckmäßigkeit einer Fliege und einer Spinne u. s. w. bestehe. Wir können aber durch die Kategorie der Kausalität mit zu- reichendem Grunde und bis zur höchsten Evidenz eines Widerspruchs beweisen, daß der schöne Kopfputz sich zu der Krankheit der schönen Braut, die sich an ihrem Ehrentage mit einem nicht so schönen Kopfputze begnügen mußte, wie Ursache und Wirkung verhalte; und wir können mit apodiktischer Gewissheit vorhersagen, daß die Fliege ein Raub der Spinne seyn werde, wenn uns nur das bloße Daseyn der Ursache, aber dieses Daseyn ganz, gegeben seyn wird. Die *a priori* durch die reine Form der Zeit bestimmbare Synthesis in irgend einem möglichen Subjekte unsrer Beurtheilung, vorausgesetzt, daß uns diese Synthesis in der That gegeben, nicht bloß aufgegeben sei, ist ein für unser ganzes Be-

wußtseyn vollkommen zureichender Grund, den Satz des Widerspruchs auf die Verknüpfung oder Nichtverknüpfung eines solchen Subjekts mit einem solchen Prädikate anzuwenden, und das Seyn eines logischen Urtheils auf ein Daseyn in der Natur zu erweitern — welches gewiß nicht wenig sagen will.

1. Entspricht der empirische Fall der Form eines kategorischen Urtheils, z. B. in dem Urtheile: das Beharrliche in der Natur wird nur vermittelt seiner Accidenzen (Himmel, Erde, Meer, Länder, Städte, Häuser u. s. w.) wahrgenommen — so drückt das Subjekt den *a priori* synthetischen Begriff der Substanz aus, deren Daseyn in Raum und Zeit, bei aller Wandelbarkeit ihrer äußern Erscheinungen, sich gleichwohl durch den Grundsatz der Substanzialität kategorisch erkennen läßt. Was in diesen Gegenständen nicht erscheint, und doch ihnen allen absolut beharrlich zum Grunde liegt, muß unter den Begriff

der Substanz, was hingegen bald so, bald anders, bald mehr oder weniger beharrlich erscheint, muß unter den Begriff der Accidenz subsumirt werden. Das Beharrliche eines Hauses ist das Substanzielle an demselben: allein dafs dieß Substanzielle gerade ein Haus geworden ist, muß für accidentell erkannt werden. Das letztere ist als ein Prädikat, wodurch das Ganze bald so bald anders bestimmt wird, dem erstern, als dem absolut beharrlichen Subjekte, ganz ungleichartig, und beide sind doch durch einen einzigen Akt der Beurtheilung im Verstande verknüpft.

2. Entspricht der empirische Fall der Form eines hypothetischen Urtheils, z. B. in dem Urtheile: wenn Dampf allemal die Wirkung des Feuers ist, so müssen auch die Töplitzer Dampfbäder vom Feuer herühren — so haben Ursache und Wirkung, nach dem Grundsätze der Kausalität, das nämliche Verhältniß in der Zeit, was Grund und Folge im Verstande haben; die

erstre geht vor der letztern nothwendig vorher. Niemand sieht freilich einem Dampfbade an, ob es den Grund seines Dampfs in sich, oder auſser sich in etwas Anderm habe, und ob es daher nicht eben so gut unter die Form eines kategorischen, als eines hypothetischen Urtheils gebracht werden könne. Aber es macht einen sehr wesentlichen Unterschied in der Art der Erkenntniſs, ob eine Wahrnehmung vor einem Erfahrungsbegriffe vorhergeht, oder darauf folgt. Wer den Rauch darum für die Ursache des Feuers, und nicht umgekehrt das Feuer für die Ursache des Rauchs hält, weil ihm die Erscheinung des Rauchs über dem Hause früher zu Gesichte kommt, als die Erscheinung des Feuers im Innern des Hauses, der ist in seinen Erfahrungen vom Feuer noch weit zurück, und kann allenfalls auch wohl befugt seyn, die Töplitzer Dampfbäder, unter der Form eines kategorischen Urtheils, für das beharrliche Substrat ihres eigenen Dampfs zu halten.

Ich werde aber bald zeigen, daß eine Subsumtion unter ein kategorisches Urtheil nach einem ganz andern Grundsätze geschehe, als wenn die Urtheilskraft unter ein hypothetisches subsumirt.

3. Entspricht der empirische Fall der Form eines disjunktiven Urtheils, z. B. in dem Urtheile: ein jedes Subjekt im Staate ist entweder Gesetzgeber, oder Unterthan—so stehen die eingetheilten Glieder dieses Ganzen, ihrem Daseyn in der Zeit nach, im Verhältnisse der Wechselwirkung; das Seyn der einen Voraussetzung schließt das Seyn der andern, das Daseyn des einen Gliedes schließt das Daseyn des andern in dem nämlichen Falle aus, und beide zugleich sind, nach dem Grundsätze der Gemeinschaft, die Ursache von dem Daseyn des Ganzen. Ist der Bürger eines gegebenen Staats zugleich integrirendes Glied der Gesetzgebung, so kann er in eben dem Falle, wo er seine Stimme als Gesetzgeber giebt, nicht zugleich Unterthan seyn; und ist er

der Übertreter des Gesetzes, der nach dem Gesetze gerichtet werden soll, so kann er in eben dem Falle, da er das Gesetz übertreten hat und gerichtet wird, nicht zugleich Gesetzgeber seyn. Ehe ein Gesetz gegeben werden kann, muß er seine Einwilligung zu dem Gesetze geben; und ehe er nach dem Gesetze gerichtet werden kann, muß er unter das Gesetz subsumirt seyn. Das Gesetzgeben und das Gehorchen muß sich in einem Zustande der Wechselwirkung und der Gemeinschaft befinden, ehe ein Ganzes eines Staats von der vorausgesetzten Art existiren kann.

Aus den drei Momenten der Relation, die ich hier zergliedert habe, entspringen drei verschiedene Grundsätze oder Naturgesetze, da hingegen aus jeder der beiden vorigen Kategorien nur ein einziges Gesetz entsprang. Der Grund davon ist, weil in den Kategorien der Quantität und Qualität immer nur Eine Art der

Verknüpfung möglich ist, nämlich die kategorische, in den Kategorien der Relation und Modalität hingegen eben so viele Arten der Verknüpfung als Momente gegeben sind. Ob ich unter einen quantitativen Begriff ein, oder mehrere, oder alle Subjekte subsumire, ob ich ein Subjekt mit einem Prädikate bejahend, oder verneinend, oder limitirend verknüpfe, macht in der Art der Verbundenheit selbst keinen Unterschied: das Verhältniß des Subjekts zum Prädikate ist in allen diesen Fällen gleich kategorisch bestimmt, und die Wahrheit desselben ist durch sich selbst erkennbar. In den beiden andern Kategorien hingegen, wo jedes Moment zugleich ein andres Verhältniß ausdrückt, muß auch jede Verknüpfung von ihrem eignen Grundsätze ausgehen. Eine Synthesis, die sich durch sich selbst erklärt, hat einen andern Erkenntnißsgrund, als eine solche, die sich auf eine Voraussetzung bezieht; und ein Urtheil, das beide Arten

der Erkenntniß mit einander verknüpft, wie es in einem disjunktiven und apodiktischen, auf Raum und Zeit angewandten, Urtheile geschieht, setzt andre Verhältnisse voraus, und giebt also auch andre Resultate, als jedes einzelne Moment für sich betrachtet.

Grundsätze möglicher Verhältnisse, die in dem Daseyn der Naturdinge vorkommen können, dienen, wie ich vorher sagte, weder zum Messen noch zum Zählen. Was durch sie bestimmt wird, ist die Verknüpfung der Wahrnehmungen, sofern aus ihnen Erfahrung werden soll. Es ist nicht einerlei, ob durch die Verknüpfung meiner Wahrnehmungen die Bewegung der Sonne um die Erde, oder umgekehrt die Bewegung der Erde um die Sonne bestimmt wird; nicht einerlei, ob ich die Töplitzer Bäder unter ein kategorisches oder unter ein hypothetisches Urtheil bringe. Jede andre Verknüpfung unsrer Wahrnehmungen giebt auch andre Verhält-

nisse für die Gegenstände der Wahrnehmung: um wahre Erfahrungs-Verhältnisse zu seyn, müssen sie auf nothwendigen Gesetzen des Naturverstandes beruhen. So lange ich keine Nothwendigkeit einsehe, meine Wahrnehmungen von dem täglichen und jährlichen Stande der Sonne in eine solche Verbindung unter einander zu bringen, daß auch meine übrigen Wahrnehmungen des Himmels, und die unwandelbaren Gesetze des Denkens selbst dabei bestehen können, kann ich unmöglich befugt seyn, von Erfahrung zu reden.

Hieraus entspringt der allgemeine Grundsatz der Erfahrung überhaupt: Erfahrung ist nur durch das Bewußtseyn einer nothwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich.

Nothwendige Verknüpfung empirischer Gegenstände schließt alle subjektive Willkühr des bloßen Denkens aus, und beruht auf lauter objektiven Bedin-

gungen, indem wir, den transcendentalen Gesetzen des Verstandes zufolge, erkennen, daß die Gegenstände, die in Raum und Zeit existiren, in einer durch die Möglichkeit des Raums und der Zeit selbst bestimmten, also von der zufälligen Anwendung unsrer Wahrnehmungen unabhängigen, Ordnung existiren. Auch unsre Wahrnehmungen folgen freilich in der Zeit auf einander: allein durch diese Zeitfolge der Wahrnehmungen wird nicht bestimmt, wie die Gegenstände unter einander folgen. Wir sind also genöthigt, unsre Wahrnehmungen, wenn sie objektive Wahrheit haben sollen, nicht nach ihrer subjektiven Anordnung, sondern nach der durch Raum und Zeit bestimmten Ordnung der in Raum und Zeit existirenden Objekte zu verknüpfen. Wie nun diese objektive Ordnung in Raum und Zeit zu erkennen, und wie folglich nach ihr die Verknüpfung unsrer Wahrnehmungen gesetzmäßig zu bestimmen sei, wird sich aus den Grund-

sätzen ergeben, die bei jeder der drei Verhältnissarten insbesondere zur Anwendung kommen.

Grundsatz der Substantialität. Bei allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert. Beweis. Wir sind uns der Zeit als eines Mittels bewußt, die Succession der Erscheinungen, ihr kürzeres oder längeres Daseyn, zu bestimmen. Das würde sie aber nicht seyn können, wenn sie uns nicht beharrlich, und zwar unter einer einzigen Dimension, gegenwärtig wäre: denn eben durch ihre unwandelbare Beharrlichkeit als ein Zeit-Ganzes ist es möglich, die Zeittheile, die in ihr enthalten sind, zu unterscheiden, und eben durch die Einheit ihrer Dimension ist es möglich, die Dauer der Zeiten zu bestimmen. Wir würden uns aber auch der Zeit selbst in ihrer Qualität der Beharrlichkeit, so

wenig als des Raums, bewußt werden können, wenn nichts da wäre, was den Raum, und mit dem Raume zugleich die Zeit, beharrlich erfüllte: denn so wie wir nur dadurch, daß wir Veränderungen in den Dingen wahrnehmen, die Zeit als dasjenige Mittel kennen lernen, wodurch wir diese Veränderungen bestimmen können, so erfahren wir auch bloß dadurch, daß nicht alles im Raume sich verändert, und daß einige Dinge beharren, unterdeß sich andre verändern, die Zeit als etwas im Ganzen beharrlich erfülltes; wir begreifen, daß eine Zeit, die zuweilen erfüllt, zuweilen leer wäre, nimmermehr ein Mittel der Zeitbestimmung seyn könnte. Die erfüllte Zeit ist also dasjenige Substrat, was allen Veränderungen, die in ihr vorgehen, allen ihren Accidenzen, wodurch sie als eine eingetheilte Zeit erscheint, beharrlich zum Grunde liegt; und zwar ist sie das für uns nur dadurch, weil sie durch etwas erfüllt ist, was beharrlich im Raume existirt.

Also giebt es etwas in Raum und Zeit, was den Veränderungen, die in der Zeit vorgehen, zum Grunde liegt. Also giebt es etwas in Raum und Zeit, was sich mit den Veränderungen nicht selbst verändert. Also giebt es ein unveränderliches, ein selbstständiges, ein substantielles Substrat, das bei allen Veränderungen in der Zeit immer als das Nämliche beharrt; folglich auch in dieser seiner Totalität des Erfüllens weder vermehrt noch vermindert werden kann.

Nach diesem Grundsätze können ausgebrannte Sonnen Planeten werden, Planeten können aus ihren Kreisen treten, und als Kometen erscheinen, Kometen können sich in den Feuerschlund einer Sonne stürzen, oder auch am Rande derselben zertrümmern, Menschen und Thiere können von der Oberfläche der Erde verschwinden, Gebirge können versinken, und Meere versiegen: aber ihre Substanz kann nur mit der Zeit selbst zu Grunde gehen, und

die Zeit kann nicht Zeit seyn, wenn sie nicht von der Substantialität alles dessen, was sich in ihr verändert, beharrlich erfüllt ist.

Grundsatz der Kausalität. Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetze der Verknüpfung der Ursache und Wirkung. Beweis. Das Beharrliche kann seinen Zustand nur in der Zeit verändern. Daraus folgt, daß die eine Veränderung immer vor der andern vorhergehen muß. Der Grund aber, warum die Veränderungen nicht auch in umgekehrter Ordnung auf einander folgen können, muß in dem zu suchen seyn, was die Zeit erfüllt: also in dem Beharrlichen. Er muß sich folglich zu dem, was sich in der Zeit verändert, wie Grund und Folge in der Form eines hypothetischen Urtheils, d. h. nothwendig, verhalten. Also ist die Ordnung der auf einander folgenden Erscheinungen der Dinge durch einen nothwendigen Grund in der Zeit bestimmt.

Also ist in dem, was vorhergeht, allemal nothwendig auch der Grund des Beharrlichen enthalten, warum es vorhergeht, und nicht auf das Folgende folgt. Ein Grund, der die Folge von etwas Anderm in der Zeit bestimmt, ist eine Ursache, und die Folge des Andern ist die Wirkung der Ursache. Also sind alle Veränderungen in der Zeit durch das Gesetz der Kausalverknüpfung mit einander verbunden.

Durch diesen Grundsatz bleibt es unentschieden, ob etwas, das in der Zeit vorhergeht, die bestimmte Ursache von etwas anderm sei, das in der Zeit folgt; ob z. B. der Erfolg eines Flintenschusses, wodurch ein Vorübergehender getödtet wird, durch das bloße Naturgesetz der Bewegung determinirt, oder durch einen Akt der Freiheit motivirt worden. Es wird aber dadurch entschieden, daß alles, was in der Zeit geschieht, nothwendig eine Ursache in einer vorhergegangnen Zeit haben müsse, und daß nur dasjenige in der vorher-

gegangnen Zeit, (z. B. wenn die Naturbewegung des Flintenschusses durch ein Freiheitsmotiv determinirt ward) die Ursache des Folgenden in der Zeit (z. B. des getödteten Vorübergehenden) seyn könne, was sich zu dem letztern, wie der Grund zu seiner Folge in einem hypothetischen Urtheile, verhält.

Grundsatz der Gemeinschaft. Alle Substanzen, sofern sie im Raume als zugleich existirend wahrgenommen werden können, sind in durchgängiger Wechselwirkung. Beweis. Das Zugleichseyn der Substanzen, sofern wir sie durch ihre accidentellen Erscheinungen wahrnehmen, z. B. der mancherlei Dinge in einem Kunst-Bücher- und Naturalien-Kabinet, oder des Kaisers von Japan und des Kaisers von Marokko, erkennen wir, wenn wir einen gegebenen Raum disjunktiv als ein Ganzes eintheilen, wo immer der eine Theilbegriff den andern wechselseitig ausschließt, und beide doch

nothwendig zusammengehören, ehe das Ganze als ein so und nicht anders gegebenes Ganze gedacht werden kann. So schließt der Begriff des Kaisers von Japan den Begriff des Kaisers von Marokko, und mit ihm zugleich den Begriff aller andern herrschenden oder beherrschten Substanzen in der Welt, und der letztere wieder den erstern aus, ohne daß doch das Ganze gedacht werden könnte, wenn nicht alle diese Substanzen in ihrer Raum und Zeit erfüllenden Ordnung bei und neben einander gedacht würden. Das Daseyn des einen Theils bestimmt das Daseyn des andern, und so auch umgekehrt; und die Wirkung dieser wechselseitigen Bestimmungen ist das Verhältniß aller Theile zusammen genommen in Beziehung aufs Ganze. Da nun dieses wechselseitige Verhältniß nur dadurch der mögliche Gegenstand einer Erfahrung wird, daß die Objekte selbst sich wechselseitig einander in Raum und Zeit ausschließen und zu einem

proportionirten Ganzen verknüpfen, so folgt daraus, daß jedes Zugleichseyn sich objektiv in einem Zustande der durchgängigen Wechselwirkung d. h. im Stande der Gemeinschaft befinde.

Durch die hier aufgestellten drei Grundsätze sind alle mögliche Verknüpfungen unsrer Wahrnehmungen, um die Verhältnisse der existirenden Dinge zu erfahren, eben so vollständig erschöpft, wie die mögliche Verbindung der Kopula durch die drei Formen eines kategorischen, hypothetischen, und disjunktiven Urtheils erschöpft ist. Wenn zu den letztern die Bestimmungen des Raums und der Zeit hinzukommen, so werden sie Formen der transcendentalen Verbundenheit (Kategorien der Relation); und wenn sie auf die Verbundenheit unsrer Wahrnehmungen angewandt werden, so werden sie Grundsätze der möglichen Erfahrung. Keine sogenannte wirkliche Erfahrung kann den Namen einer Erfahrung verdienen, die

nicht vorher unter diese Grundsätze mit logischer Bestimmtheit subsumirt ist. Man kann nicht die Synthesis von Accidenzen, die man Dampfbäder nennt, unter den Begriff der Substanzen, nicht das Quaken der Frösche und das Ausschlagen der Bäume in synthetischer Verbindung unter den Begriff der Kausalität, nicht die Anarchie in einem Staate unter den synthetischen Begriff der bürgerlichen Gemeinschaft subsumiren. Man muß die Erscheinungen nicht durch die Wahrnehmungen, sondern durch die nothwendige Verknüpfung der Wahrnehmungen beurtheilen.

Es giebt aber auch eine zweite Relation, da wir unsre Urtheile auf das Ganze unsers Bewußtseyns beziehen. Die Aufgabe einer Summe Geldes muß nach eben den Verhältnissen berechnet oder beurtheilt werden, wie eine wirklich gegebne Summe Geldes; und doch sind wir uns der wirklich gegebenen Summe Geldes

im Ganzen, da nämlich das Selbstbewußtseyn als Einheit und Verknüpfung der Receptivität und des Denkvermögens in einem einzigen Subjekte betrachtet wird, ganz anders bewußt, als der aufgegebenen, die sich auf das bloße Denkvermögen bezieht. Zu den Bedingungen des Denkens kommen bei einer gegebenen Summe noch die Bedingungen der Receptivität hinzu; das Bewußtseyn derselben ist ein durchgängig von innen und außen bestimmtes Ganze: der Gegenstand ist mit dem Ganzen des Bewußtseyns gleichsam aus Einem Stücke. Wir haben also noch zu untersuchen, wie sich unsre Urtheile auf unser Bewußtseyn beziehen, sofern der Fall der Beurtheilung entweder gegeben, oder nur aufgegeben ist.

IV. Modalität ist Relation der Kopula zur Einheit des Bewußtseyns überhaupt. Diese Einheit des Bewußtseyns entspringt, wenn das Daseyn der Receptivität dergestalt mit dem Seyn der Kopula überein-

stimmt, daß das Seyn nicht gedacht werden kann, ohne zugleich das Daseyn zu denken.

1. Entspricht der empirische Fall den Bedingungen des Daseyns in Raum und Zeit zwar überhaupt, aber unbestimmt, so ist das Urtheil *p r o b l e m a t i s c h*, und das Seyn der Kopula kann als ein mögliches Daseyn in Raum und Zeit gedacht werden. Entspricht der Fall diesen Bedingungen nicht, so enthält die Verknüpfung einen Widerspruch, und der Fall kann *u n m ö g l i c h* in Raum und Zeit existiren. Es ist möglich, daß eine Insel Atlantis existirte. Aber es ist unmöglich, daß sie mit dem festen Lande von Europa und Afrika zusammenhing.

2. Entspricht der empirische Fall den Bedingungen des Daseyns in Raum und Zeit dergestalt, daß eine durchgängig bestimmte Raum - und Zeiterfüllung durch ihn gegeben wird, so läßt sich das Nichtseyn desselben nicht einmal denken. Das

Urtheil ist dann assertorisch, und das Daseyn ist eine Wirklichkeit in Raum und Zeit. Widerspricht der Fall den Bedingungen einer durchgängig bestimmten Raum- und Zeiterfüllung, so drückt das Urtheil ein Nichtseyn im Verstande, und ein Nichtdaseyn in Raum und Zeit aus. Z. B. Kant ist der Erfinder der wahren Transcendental-Philosophie. Amerikus ist nicht der Entdecker von Amerika.

3. Entspricht der empirische Fall den vorausgesetzten Bedingungen der Raum- und Zeiterfüllung dergestalt, daß es ein Widerspruch seyn würde, unter einer so durchgängig bestimmten Voraussetzung die Wirklichkeit des Falls nicht anzuerkennen, so drückt das Urtheil apodiktisches Bewußtseyn aus, und der Fall existirt nothwendig. Ist aber zwischen den Bedingungen des Bewußtseyns und dem Falle selbst kein nothwendiger Zusammenhang nach dem Satze des Widerspruchs zu erkennen, so bleibt die Verknüpfung eine

bloſſe Aufgabe, und der Fall ſelbſt, wenn er deſſen ungeachtet wirklich wäre, iſt dem Naturverſtande zufällig. *) Z. B. Wenn alles wahr iſt, was die Zeitungen von Danton erzählen, ſo muß er nothwendig ein ſchlechter Bürger und ein noch ſchlechterer Menſch geweſen ſeyn. Wenn Noſtradamus wahr prophezeit hat, ſo muß es zufällig geſchehen ſeyn; denn zukünftige Dinge kann man nicht wahrnehmen, vielweniger erfahren, ehe ſie da ſind. (Man kann wohl vorherſehen, daß eine Wirkung erfolgen werde, von der man die Urſache erkennt: aber dann gehört der

*) Zufälligkeit unter der Kategorie der Modalität iſt alſo ganz etwas anders als Zufall unter der Kategorie der Relation. Unter jener iſt es bloß mir, dem Subjekte, zufällig, ob meine Wahrnehmung mit dem Objekte zuſammentrifft: unter der letztern hingegen iſt es objektiv unmöglich, daß ich etwas erfahren kann, was überhaupt kein Objekt der Erfahrung iſt, wie z. B. eine Wirkung, die nicht nach dem Naturgeſetze der Kausalität erfolgt. *Non datur casus.*

Fall unter die Kategorie der Nothwendigkeit. Wo aber auch dieser Grund wegfällt, da ist das Voraussehn bloß Sache der Meinung, und fällt unter gar keine Kategorie.)

Die Grundsätze, nach denen unser Verstand verfährt, um sich der Materie eines Urtheils als problematisch, oder assertorisch, oder apodiktisch erkannt bewußt zu seyn, sind in jedem der hier zerglieder-ten drei Momente so evident, daß man sie nur aufzustellen braucht, um ihre Wahrheit ohne Beweis einzusehen. Ich werde bloß einige Erläuterungen zu ihnen hinzufügen.

Erster Grundsatz der Modalität. Was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinkommt, ist möglich.

Formale Bedingungen der Erfahrung sind von Seiten des Denkvermögens logische Verknüpfbarkeit nach dem Satze des Widerspruchs, und von Seiten der Recepti-

vität transcendente Verknüpfbarkeit in Raum und Zeit. Eine Aufgabe, die diese Bedingungen erfüllt, enthält nichts, was einer möglichen Erfahrung widerspricht. Aber man muß sie nie, wie es etwa im Traume geschieht, mit einer wirklichen Erfahrung verwechseln.

Zweiter Grundsatz der Modalität. Was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung *) zusammenhängt, ist wirklich.

Materiale Bedingungen der Erfahrungen sind unsre subjektiven Empfindungen, oder das Bewußtseyn, von außen oder von innen her durch Gegenstände der Sinne afficirt zu seyn. Was den Bedingungen einer Empfindung entspricht, das muß nothwendig eine Realität seyn, und das

*) Nicht bloß die stechende Biene, die der unmittelbare Gegenstand meiner Anschauung ist, sondern auch die mir unbekannte Materie des Bienenstichs, die mit der Empfindung zusammenhängt, muß ich für wirklich existirend erkennen.

Daseyn desselben muß nicht bloß als möglich, sondern als wirklich gegeben beurtheilt werden. Daraus folgt aber bei weitem nicht, daß wir an jedem als wirklich erkannten Daseyn auch den Zusammenhang desselben mit den Bedingungen jeder möglichen Erfahrung einzusehen im Stande wären. Die Erfahrung, daß etwas wirklich gegeben sei, ist von der Erfahrung des wirklichen Gegenstandes sehr zu unterscheiden.

Dritter Grundsatz der Modalität. Dessen Zusammenhang mit dem Wirklichen nach allgemeinen Bedingungen der Erfahrung bestimmt ist, das existirt nothwendig.

Allgemeine Bedingungen der Erfahrung sind 1) daß uns wirkliche Gegenstände der Wahrnehmung gegeben, und 2) daß die Wahrnehmungen dieser Gegenstände nach den nothwendigen Gesetzen des Denkens verknüpft seyn müssen. Wenn der Grund eines Urtheils gegeben ist, so muß

auch die Folge nothwendig wahr seyn. Wenn die Materie dieses Grundes kein bloßes Denken, sondern eine wirklich gegebne Ursache in Raum und Zeit ist, so muß es nothwendig wahr seyn, daß auch die Wirkung existire.

Das Gesetz der Erfahrung fordert eine solche Verknüpfung der Thatsachen, in der nichts auf Meinung oder Führwahrhalten, alles auf objektiven Gründen beruht. Wie soll ich nun angebliche Thatsachen, z. B. die widersprechenden Gerüchte vom Frieden *), dergestalt unter einander verknüpfen, daß ich den wahren Zusammenhang der Sache erfahre? Habe ich von dem, was bis auf diesen Augenblick in und außer Frankreich geschehen ist, Data vor mir, die sich von selbst unter die Form eines kategorischen, hypothetischen, oder disjunktiven Urtheils subsumiren? Habe ich von der Wahrheit

*) Geschrieben im Herbst 1794.

der angeblichen Friedensartikel ein problematisches, assertorisches, oder apodiktisches Bewußtseyn? Liegt in den rohen Materialien meiner bisher gesammelten Kenntnisse, wenn ich sie gesetzmäßig verknüpfe, der Stoff zu einer möglichen, wirklichen, oder nothwendigen Erfahrung? — Das ist es, was die Kritik unter Modalität eines Erfahrungsurtheils versteht.

B e s c h l u s s.

Wir hätten sonach aus den Formen des Denkvermögens und der Receptivität ein bestimmtes Ganze von Bedingungen und Grundsätzen entwickelt, nach denen eine Natur eingerichtet seyn müßte, die für uns ein Gegenstand der Erfahrung werden sollte. Das Anschauliche in ihr müßte eine extensive, das Empfindbare eine intensive GröÙe haben: es müßte ein Reales in ihr existiren, das sich anders als Substanz zu seinen Accidenzen, anders als

Ursache zu seiner Wirkung, anders im Zustande der Wechselwirkung unter einer Mehrheit von Substanzen, verhielte. Um allen diesen Bedingungen angemessen zu seyn, müßte das Reale der Natur, welches den Raum und die Zeit beharrlich, aber nicht an eben dem Orte und unter eben den Verhältnissen beharrend erfüllte*), eine Materie seyn, die in den Formen ihres äußern Daseyns veränderlich wäre,

*) Die Materie, die den Raum erfüllt, ist eben diejenige, von der auch die Zeit erfüllt wird: nur erfüllt sie die Zeit auf eine andre Art, als den Raum. Von der Zeiterfüllung haben wir kein andres Merkmal in unserm Bewußtseyn, als die Existenz der Zeit selbst. Von der Raumerfüllung hingegen dienen uns die Wahrnehmungen der veränderten Materie zu einer Mannichfaltigkeit von Merkmalen, die durch alle Kategorieen bestimmbar sind. Die Zeit kann durch Realitäten erfüllt seyn, welche sich in keiner empirischen Anschauung darstellen, und nur durch die Empfindung geben lassen. Der Raum überliefert uns alle seine Realitäten unter der Form der Anschauung.

(denn sonst würden wir sie nicht wahrnehmen); sie müßte eine Kraft haben, aufser sich zu wirken, (denn sonst würden wir sie nicht empfinden); und die verschiedenen Merkmale dieser Kraft müßten so bedingt seyn, daß sich alle Verhältnisse unter den Veränderungen, sie möchten sich nun auf das beharrliche Substrat als Substanz, oder als wirkende Ursache, oder als ein gemeinsames Ganze von Substanzen beziehen, vollständig aus ihr entwickeln ließen. Das würde denn eine Metaphysik der Natur, ein Umriss *a priori*, seyn, wie wir die Erscheinungen aus den bloßen Bedingungen des Denkvermögens und der Receptivität, den Grundsätzen der Kritik gemäß, zum Behuf einer möglichen Erfahrung schematisiren und konstruiren könnten. Weiter aber mit unsern transcendentalen, metaphysisch und mathematisch angewandten Principien in die Natur einzudringen, wäre für uns nicht möglich. Man kann *a priori* wissen, wie

der wirkliche Stoff der Erfahrung bedingt seyn muß, um für uns zu einer möglichen Erfahrung zu taugen. Allein den Stoff selbst *a priori* so zu erzeugen, daß er diesen Bedingungen nun auch wirklich angemessen sei, davon sind wir uns *a posteriori* bewußt, daß wir es nicht vermögen. Wir können mit allem unserm Denken, mit allem unserm Schematisiren und Konstruiren nicht machen, daß Monaden anschaulich oder empfindbar werden, oder daß ein geometrischer Körper einen Raum erfülle, außer sich wirke, sich realisire: er kann einen Raum einnehmen, aber er kann ihn nicht als Kraft erfüllen; er kann eine Mannichfaltigkeit von Vorstellungen erzeugen, aber er kann diesen Vorstellungen keine Kausalverknüpfung in einer erfüllten Zeit geben: man kann es durch keine Art der Konstruktion *a priori* dahin bringen, daß der geometrische Körper sich von einer Stelle zur andern bewege, daß er eine Springkraft habe,

dafs er Körper an sich ziehe, von sich stofse u. s. w.

Soll also die Theorie der Kategorieen, und mit ihr die Metaphysik der Natur, auf Dinge aufser der blofsen Vorstellung anwendbar seyn, so mufs sie sich ihre Gegenstände in einer wirklichen Natur geben lassen, und diese Naturdinge müssen die Eigenschaft haben, anschaulich und empfindbar zu seyn, Raum und Zeit reell zu erfüllen, auf einander zu wirken u. s. w. Sie könnten, oder müßten vielmehr, insgesamt nach Principien der Mathematik angelegt seyn: aber zu dieser innern Naturanlage, ohne die sie für unsre Receptivität keine Erscheinungen seyn könnten, würden noch eine Menge physischer Bestimmungen hinzukommen, von denen wir gar nicht *a priori* absehen könnten, wie sie sich mit den Bedingungen der Geometrie vereinigen liefsen. Das müßten wir also abwarten *), und es bis

*) Wir können die Natur *a priori* ins Unend-

dahin von der Meisterhand der Natur so annehmen, wie sie es uns gäbe. Dagegen aber dürften wir unsrerseits mit vollem Rechte erwarten, daß die wirkliche Natur in allen ihren plastischen, organischen, animalischen, überhaupt in ihren physischen Erscheinungen den Kategorien ohne Vorbehalt entspräche: denn es wäre geradezu unmöglich, daß wir irgend etwas als wirklich erkennen könnten, wofern es den Bedingungen unsrer Receptivität und unsers Denkvermögens widerspräche. Damit ist nun zwar keinesweges gesagt, daß die Natur nicht eben sowohl ihre schwierigen Aufgaben für unser Erkenntnißver-

liche specificiren, d. h. wir können jeder gegebenen Art, als dem disjunktiven Gliede eines Gattungsbegriffs, durch Gegenüberstellung ihrer entgegengesetzten Sphäre immer neue Arten hinzufügen: nur diese unendliche Mannichfaltigkeit der Arten zugleich *a priori* plastisiren — wenn ich einen so kühnen Ausdruck wagen darf — das übersteigt unser Vermögen nicht weniger ins Unendliche.

mögen haben dürfte, als unser denkendes Wesen selbst die seinigen hat. Aber eben darin besteht der unverkennbare Nutzen unsrer Kategorieen, daß wir durch sie nicht bloß erfahren, was uns an einem Gegenstande gegeben sei, sondern auch was uns in diesem Gegebenen entweder als wirkliches Erkenntnifs, oder nur als Aufgabe gegeben sei. Das erstere erfahren wir durch die Kategorieen der Relation, mit Einschluss der Quantität und Qualität: das letztere erfahren wir durch die Kategorieen der Modalität.

Ich hätte ein weites Feld vor mir, wenn ich mich in eine Übersicht aller der Wirklichkeiten und Möglichkeiten einlassen wollte, die wir durch unsre Kategorieen beurtheilen können. Allein ich mässe mir nicht an, den künftigen Linneen eines kritisch eingetheilten Natursystems vorzugreifen; und noch viel weniger unternehme ichs, aus dem Gebiet der theoretischen in

das Gebiet der praktischen *) Vernunft einen Absprung zu thun. Auch wird es in der Hauptsache, worauf mein jetziges Absehen gerichtet ist, nach dem Wenigen, was ich so eben von dem Übergange der transcendentalen Philosophie in die Natur-Metaphysik gesagt habe, leicht einleuchten, durch welche gesetzliche Bestimmungen *a priori* die Realität unsrer moralischen Handlungen bedingt seyn müsse, sofern sie (nach der Analogie einer Natur-Metaphysik) in einer Metaphysik der Sitten, unabhängig von den Motiven der Sinne, systematisch abgehandelt werden soll. Die Bedingungen der Kategorien, unter denen Erscheinungen in der Sinnenwelt, sie mögen nun theoretischer oder praktischer Herkunft seyn, allein nur Objekte der Beurtheilung werden können,

*) Des Gebietes der reflektirenden Urtheilskraft erwähne ich hier nicht, da die Gegenstände der Ästhetik und der Teleologie gar keiner Metaphysik fähig sind.

sind überall die nämlichen: nur sind sie durch andre Bestimmungen modificirt, wo die praktische Vernunft, als wo der Naturverstand den Erscheinungen das Gesetz vorschreibt. Als Erscheinungen in der Sinnenwelt bringen sie nothwendig irgend einen Stoff mit zur Beurtheilung ihrer Quantität, Qualität, Relation und Modalität: aber es ist die Sache der Urtheilskraft, mithin der Kritik, auf die Gesetze Rücksicht zu nehmen, unter die wir in jedem gegebenen Falle die Data derselben, es sei nun assertorisch oder problematisch, subsumiren sollen.

ÜBER DIE
ERSTE UND ZWEITE SUBSTANZ
DES
ARISTOTELES.

1796.

Wie nachtheilig die Verwechselung der Principien (oder das μεταβαίνειν εἰς ἄλλο γένος, wovon Niemand ausdrücklich gewarnt hat, als Aristoteles selbst) der Entdeckung der Wahrheit werden könne, davon haben wir ein auffallendes Beispiel an dem Lehrbegriffe der Substanz, wie Aristoteles ihn in seinem Traktat von den Kategorien abhandelt. Hätte

dieser stärkste Denker des Alterthums — wenn ich den einzigen Plato ausnehme, der aber doch mehr mit seiner originellen Einbildungskraft, als mit seinem unstreitig sehr großen Verstande dachte — je über den ganz verschiedenen Ursprung der Kategorien und des logischen Princips nachgedacht, so würde er nicht allein den ärgerlichen Streitigkeiten vorgebaut haben, die späterhin Jahrhunderte lang den sogenannten Realismus mit dem Nominalismus entzweiten, sondern er hätte sich vielleicht um die ganze Kritik der Principien (oder der reinen Vernunft) schon vor Jahrtausenden das Verdienst erworben, das wir erst itzt unserm Kant verdanken.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich das ganze dritte Kapitel aus dem Buche der Kategorien übersetzen wollte, wo Aristoteles von der Substanz handelt. Für meinen itzigen Zweck wird es genug seyn, wenn ich nur die Hauptbestimmungen anführe, durch die er den Begriff der ersten

und zweiten Substanz von seinen übrigen Prädikamenten auszeichnet. *)

„§. 1. Substanz in der ersten und wörtlichsten und üblichsten Bedeutung ist dasjenige Subjekt, das weder Prädikat noch Inhärenz von irgend einem andern Subjekte seyn kann, z. B. dieser Mensch, dieses Pferd.“

§. 1. ΟυσΙΑ ΔΕ ΕΣΤΙΝ ἡ κυριωτατα τε και πρωτως και μαλιστα λεγομενη, ἡ μητε καθ' ὑποκειμενου τινος λεγεται, μητε εν ὑποκειμενω τινι εστιν · οιον ο τις ανθρωπος, και ο τις ιππος.

„§. 2. In einer zweiten Bedeutung drückt aber auch der Art- und Gattungsbegriff der ersten Substanz etwas Substanzielles aus, z. B. der Artbegriff Mensch die Substanzialität menschlicher Individuen, und der Gattungsbegriff Thier den ganzen substanziellen Inhalt aller unter ihm

*) *Aristotelis Opera omnia etc. ed. Jo. Theoph. Buhle. Vol. I. p. 450.*

eingeordneter Artbegriffe. Sonach nenne ich Mensch und Thier zweite Substanzen in dieser weitem Bedeutung.“

§. 2. Δευτεραι δε ουσαι λεγονται, εν οἷς εἶδεσιν αἱ πρωτως ουσαι λεγομεναι ὑπαρχουσι· ταυτα τε και τα των ειδων τουτων γενη· οἶον ὅ τις ανθρωπος εν ειδει μεν ὑπαρχει τῷ ανθρωπῷ, γενος δε του ειδους εστι το ζῳον. Δευτεραι ουν αὗται λεγονται ουσαι, οἶον ὅ τε ανθρωπος, και το ζῳον.

„§. 6. Unter diesen zweiten Substanzen ist jedoch der Artbegriff mehr Substanz, als der Gattungsbegriff, denn er nähert sich der ersten Substanz unmittelbarer, als der letztere; und wer unter den ersten Substanzen die Differenz angeben will, dem giebt jener, und nicht dieser das bekanntere und nähere Prädikat dazu an die Hand. Wollt ihr z. B. erklären, wodurch sich die Substanz Kajus von andern Individuen unterscheide, ob er gelehrt oder ungelehrt, jung oder alt sei, so liegt euch für diese Bestimmung der

Artbegriff Mensch näher, als der Gattungsbegriff Thier.“

§. 6. *Των δε δευτερων ουσιων μαλλον ουσια το ειδος του γενους εστιν· εγγιον γαρ της πρωτης ουσιας εστιν· εαν γαρ αποδιδω τις την πρωτην ουσιαν τι εστι, γνωριμωτερον αν και οικειοτερον αποδωσει το ειδος, η το γενος αποδιδους· οιον τον τινα ανθρωπον αποδιδους, γνωριμωτερον αν αποδοιη, ανθρωπον αποδιδους, η ζωον· το μεν γαρ ιδιον μαλλον του τινος ανθρωπου, το δε κοινοτερον· και το τι δενδρον αποδιδους, γνωριμωτερον αποδοσει, δενδρον αποδιδους, η φυτον.*

„§. 12. Gemeinschaftlich ist der ersten Substanz mit der zweiten das Merkmal, daß sie keine Inhärenzen (Accidenzen) eines Subjekts sind: ihre Differenz hingegen besteht darin, daß zwar die zweite, aber nicht die erste Substanz Prädikat eines Subjekts seyn kann. So kann man zwar dem Subjekte Kajus oder diesem Menschen das Prädikat Substanz in der

zweiten Bedeutung (menschliche oder thierische Substanz), aber nicht in der ersten beilegen (denn das wäre Tautologie, und das Prädikat muß immer ein höherer Begriff seyn, als das Subjekt).

§. 12. Κοινον δε κατα πασης ουσιας το μη εν υποκειμενω ειναι· η μεν γαρ πρωτη ουσια ουτε εν υποκειμενω εστιν, ουτε καθ' υποκειμενου τινος λεγεται· των δε δευτερων ουσιων φανερον μεν και ουτως, οτι ουδεμια εστιν εν υποκειμενω· ο γαρ ανθρωπος καθ' υποκειμενου μεν του τινος ανθρωπου λεγεται, εν υποκειμενω δε ουκ εστιν· ου γαρ εν τω τινι ανθρωπω ο ανθρωπος εστιν.

„§. 16. und 17. Substanz scheint allemal einen individuellen Gegenstand zu bezeichnen: aber nur von der ersten gilt dieß buchstäblich, von der zweiten hingegen scheint es nur uneigentlich gelten zu können, und Mensch oder Thier mehr eine Qualität als eine Substanz anzudeuten. Allein eine bloße Qualität, der-

gleichen z. B. die schwarze Farbe eines Pferdes oder Menschen ist, kann die zweite Substanz doch auch nicht seyn: wer Mensch oder Thier sagt, will durch diesen Art- und Gattungsbegriff nur zu erkennen geben, daß er irgend eine qualitative Differenz der Substanzen verstehe, wo denn vollends der Gattungsbegriff Thier sogar einen noch substantielleren Inhalt hat, als der Artbegriff Mensch.“

§. 16. Πασα δε ουσια δοκει τοδε τι σημαινειν· επι μεν ουν των πρωτων ουσιων αναμφισβητητον και αληθες εστιν, οτι τοδε τι σημαινει· ατομον γαρ και εν αριθμω το δηλουμενον εστιν· επι δε των δευτερων ουσιων φαινεται μεν ομοιως τω σχηματι της προσηγοριας τοδε τι σημαινειν, οταν ειπη ανθρωπος η ζωον· ου μεν γε αληθες· αλλα μαλλον ποιον τι σημαινει· ου γαρ εν εστι το υποκειμενον, ωσπερ η πρωτη ουσια, αλλα κατα πολλων ο ανθρωπος λεγεται, και το ζωον.

§. 17. Ουχ ἁπλως δε ποιον τι σημαινει, ὥσπερ το λευκον· ουδεν γαρ αλλο σημαινει το λευκον, αλλ' η ποιον· το δε ειδος και το γενος περι ουσιαν το ποιον αφοριζει· ποιαν γαρ τινα ουσιαν σημαινει· επι πλεον δε τῷ γενει, η τῷ ειδει, τον αφορισμον ποιεται· ὁ γαρ ζῶον ειπων επι πλεον περιλαμβανει, η ὁ τον ανθρωπον.

Wenn denn also (schloß nun aber späterhin eben aus dieser Ungleichartigkeit der beiden Substanzen, die der Form eines kategorischen Urtheils so geradezu widerstritt, der Realist) der Gattungs-begriff Thier darum, weil er weiter ist, als der Artbegriff Mensch, mehr Substanzialität enthält, als dieser: so muß ja nothwendig der weiteste unter allen, das *Genus generalissimum* der Substanz, auch überhaupt der substanzielleste seyn; und da dieses *Genus generalissimum* doch im Grunde nur eine Vorstellung, ein Begriff, ist, was heißt das anders, als daß alle Substanzen materiell in dieser Vor-

stellung enthalten sind? Wie verschieden daher diese Prämissen des Aristoteles von jenen kühnen Voraussetzungen seyn mochten, durch die sich Plato mit seiner plastischen Phantasie in die Urideen der Gottheit verstieg, so waren doch die Resultate, die der Realist aus beiden zog, in der Hauptsache die nämlichen. Auf eine so evidente zwiefache Autorität gestützt, schien diesem nunmehr nichts leichter zu seyn, als zu solchem Behuf einen hinlänglich substantziellen Typus zu ersinnen, bei dem die Unendlichkeit der ganzen lebenden und webenden Schöpfung, wenn sie auch noch unendlicher, und er nur der Logos gewesen wäre, in seinem realistischen Verstande nicht immer noch überflüssig Platz gefunden hätte.

Und man glaube nur ja nicht, daß diese platonisch-aristotelische Dingerlehre sich erst durch die finstern Jahrhunderte der Gothen und Vandalen hindurcharbeiten mußte, ehe sie in den systematisch ver-

schrobenen Köpfen der scholastischen Dialektiker gedeihen konnte. Schon lange vorher hatte das Kapitel von der Substanz dem konsequenten Porphyrius nicht wenig zu schaffen gemacht.

„Ob“ (sagt Porphyrius in seiner Einleitung zu den Aristotelischen Kategorien) „die Gattungs- und Artbegriffe an sich selbst, oder nur in der bloßen Vorstellung subsistiren, ingleichen, wenn sie wirkliche Substanzen sind, ob ihre Substanz körperlich, oder geistig sei, und, wenn sie es nicht sind, ob sie in uns als Begriffe, und auſser uns als Gattungen und Arten existiren? von allem dem enthalte ich mich in der gegenwärtigen Schrift zu reden, da diese äußerst abstruse Materie sich für ein Werk von einem weit gröfseren Umfange eignet.“

Αὐτῖκα περὶ γενῶν τε καὶ εἰδῶν, τὸ μὲν, εἴτε ὕφεσθηκεν, εἴτε καὶ ἐν μοναῖς ψιλαῖς ἐπινοιαῖς κεῖται, εἴτε καὶ ὕφεσθηκοτα, σώματα ἐστὶν, ἢ ἀσώματα, καὶ ποτερον χω-

ριστα, η εν τοις αισθητοις, και περι ταυτα
 υφεστοτα, παραιτησομαι λεγειν· βαθυτατης
 ουσης της τοιαυτης πραγματειας, και αλλης
 μειζονος δεομενης εξετασεως.

Welches der fleissige Julius Pacius,
 das Muster aller Kommentatoren, mit folgen-
 den kläreren Worten erläutert *): *Ne temere
 dixisse videatur se difficiles quaestiones
 praetermissurum; difficillimas quasdam
 de genere ac specie quaestiones indicat,
 quae hoc loco dissolvi non possint. Qua-
 rum prima est, utrum genus et species
 consistat extra nostrum intellectum, an
 sint tantum in intellectu; quod perinde
 est, ac si dicamus, utrum sint primae
 an secundae notiones (ob sie Anschauun-
 gen oder Begriffe sind). In hac quaestione
 Aristoteles a Platone dissentit: nam Plato
 censet, genera et species per se in rerum*

*) Julii Pacii a Beringa in Porphyrii Isago-
 gen et Aristotelis Organum Commentarius analy-
 ticus. Francof. 1597. 4to. p. 5.

natura consistere, eaque vocat Ideas; Aristoteles autem ubique Ideas reiicit, et inquit universalia non esse nisi in intellectu. Altera quaestio est, si genera et species reperiuntur extra intellectum, ut Plato existimavit, utrum sint res corporeae an incorporeae. Platonici statuunt esse incorporeas. Tertia quaestio est, utrum genus et species sint in individuis, ut homo in Petro et Socrate, an consistent per se extra individua. Plato vult ea per se consistere: sic enim statuit ideas. Aristoteles autem in individuis tantum esse concedit. (Wenn sich dieß letztere geradezu so von selbst verstände, und die ganze obige Auseinandersetzung zwischen der ersten und zweiten Substanz durchaus keinen andern Sinn zuliefse, als daß sich diese zu jener, wie der Wortbegriff einer bloßen Vorstellung zu dem Realbegriffe eines dieser Vorstellung entsprechenden, wirklich existirenden, Gegenstandes verhielte: so hätten sich ja die Realisten nicht,

neben der Autorität des Plato, auch noch auf die des Aristoteles berufen können, da sie das Gegentheil behaupteten.)

Entschiedener als Porphyrius, und nur durch den Mangel eines haltbaren Principis noch irregeführt, erklärt sich hierüber der Selbstdenker Simplicius, der uns durch seine erlittene Verfolgung unter der bigotten Regierung des Kaisers Justinian, und durch seinen meisterhaften Kommentar über den Epiktet bekannter ist, als durch seine *Commentationes in Praedicamenta Aristotelis* (*Venet. ap. Hier. Scottum, 1565. fol.*) Ich kenne dieß lesenswürdige Werk nur aus der sehr unlateinischen und verworrenen Übersetzung des Asulanus, die jedoch diesen Fehler einigermaßen dadurch wieder gut macht, daß sie überdem noch den Kommentar über die vier Bücher vom Himmel, und über die acht Bücher der physischen Auscultationen enthält, und durch die vielen citirten Stellen aus den verloren gegangenen Schriften

anderer alter griechischer Philosophen noch reichhaltiger wird. Die hieher gehörige Stelle aus dieser Übersetzung lautet so:

Cum ergo Praedicamentum vel de re sit, unâ cum dictione significante (dem Wortbegriff), vel rem significativa (dem Sachbegriff): praedicatio sane, quatenus significativa, utraque continet, et dictiones et res. Et cum infinita essent atque incomprehensibilia singularia (die Individuen), Aristoteles redegit infinita in decem genera, colligens omnes substantias in unam supremam substantiam, cuius est etiam dictio significativa (welche universelle Substanz zugleich durch den Sachbegriff, den sie ausdrückt, Prädikat eines Subjekts wird), cum substantia ipsa, sive haec dictio (Substanz als Wortbegriff), sit signum substantiae, sive subsistentiae quae est in rebus, sive subsistentiae illius quae penes intellectum est (da Substanz, schlecht-hin gesetzt, oder der bloße Wortbegriff,

entweder den individuellen Gegenstand, oder nur die Vorstellung dieses Gegenstandes ausdrückt). *Nam haec quoad praedicationem non differunt* (beides, der Gegenstand selbst, oder die Vorstellung des Gegenstandes, ist durch das Wort Substanz zu verstehen, sobald dieß Wort die Stelle eines Prädikats einnimmt), *quippe res non quatenus subsistunt, a praedicatione vel praedicamento significantur, sed quatenus concipiuntur, sive existant, sive ut existentes accipiantur.*

Zugestanden! Der Wortbegriff Substanz, als Prädikat von dem Subjekte ausgesagt, ist nicht mit dem Sachbegriffe, der nur Prädikat seyn kann, wenn man ihn hat, zu verwechseln; und wer dem Weltganzen das Prädikat Substanz beilegt, dem ist dieß Prädikat nicht Erkenntniß- oder Sachbegriff, sondern nur Denk- oder logischer Wortbegriff, wenn er weiter nichts, als das *Genus generalissimum* darunter versteht. Allein die Uni-

versalität der Substanz, von der Aristoteles spricht, und die sie mit allen übrigen Kategorien gemein hat, ist kein bloßer logischer Abstraktionsbegriff, sondern etwas Reelles, (wovon aber Aristoteles selbst den Grund nicht anzugeben wufste), und was ihr durch ganz etwas anders, als durch ein *Genus generalissimum*, und zwar (wohl zu merken) erst durch eine Realdeduktion, nämlich durch die faktische und sehr reelle Kontinuität der Zeit konkrescirt. Man kann sich die ganze Natur mit allem, was darin ist, Körperliches und Geistiges — man kann sich sogar mit Spinoza das All der Substanzen selbst als eine bloße Inhärenz der Einen und höchsten Substanz, und nun diese Eine und höchste Substanz als das *Genus generalissimum* aller in ihr enthaltenen Accidenzen ohne Widerspruch denken. Aber eben das ist die *μεταβασις εις αλλο γενος*, die Spinoza, die der Realist, die auch Aristoteles hätte vermeiden sollen. Eine K a t e g o r i e

konnte die Substanz, so wie Aristoteles sie deducirte, auf keinen Fall seyn. Er sah wohl, daß der bloße Gattungsbegriff der Substanz ohne das Korrelat eines demselben entsprechenden allgemeinen Realobjekts gar keinen Sinn hatte: allein womit wollte er diese Realität beweisen, wenn ihm die Kategorie überhaupt weiter nichts, als eine rein logische Form war, die eben so gut zu einer bloßen Vorstellung der Imagination, als zu einem wirklichen Gegenstande paßte? Realität setzt ein Faktum voraus, und universelle Realität, da sie kein Gegenstand der Erfahrung seyn kann, ein transcendentales Faktum: ein solches Faktum gab es aber weder für das frühere Zeitalter des Aristoteles, noch für das spätere des Spinoza, bis die Vernunftkritik es uns in der Natur des Raums und der Zeit *a priori* aufschloß.

Und so macht uns denn dieser einzige, immer aufs neue wiederholte Mißgriff in

den Principien, (wovon ich die Anwendung auf manche noch ältere *Petitio Principii* dem höhern Ermessen meiner Leser anheimgebe) die sonst so schwer zu erklärende Unschlüssigkeit aller Ausleger der Aristotelischen Kategorieen, (auch die neuesten nicht ausgenommen), ob sie seine Kategorieen als zur Logik, oder als zur Metaphysik gehörig betrachten sollten, durch das bündigste *argumentum ad hominem* begreiflich, dafs sie die Principien verwechselten, oder vielmehr das wahre nicht einmal kannten.

Ich hätte noch viel zu sagen, wenn ich mich über den Gebrauch verbreiten wollte, den Aristoteles selbst in seiner Metaphysik, und beiläufig auch in seiner allgemeinen Physik, von seinen eignen Kategorieen macht. Man wird aber ohnehin schon errathen, welche Ausbeute man sich von der Materie einer spekulativen Philosophie, sie schreibe sich nun vom

Aristoteles, oder von einem neuern Spekulant her, versprechen könne, zu der die allgemeine Logik nicht nur die Form, sondern auch das ganze Fundament hergab.

L I T T E R A T U R .

ETWAS ÜBER SHAKESPEARE

A N * * *

1766.

I.

— — — Sie lachen über die beispiellose Gewandtheit des dänischen Prinzen Hamlet, der innerhalb des kurzen Spielraums von 20 oder 30 Minuten — denn länger war's schwerlich, da ihn der Zuschauer Abschied nehmen sah, um an Bord zu gehen — auf seiner Seefahrt nach England mit einem Kaper handgemein wird, das Schiff dieses Kapers entert, und da er bei dem Entern in die Gefangenschaft des Kapers gerathen, und gegen ein Lösegeld auf der dänischen

Küste wieder ans Land gesetzt ist, unmittelbar darauf einen Zweikampf mit Laertes übernimmt, in welchem beide ums Leben kommen. Aber was ist diese viertelstündige Seereise mit allen ihren Seegefechten und Abenteuern gegen die Schnelligkeit einer Landreise von Madrid nach Toledo, die uns der große spanische Schauspieler Don Pedro Calderon in dem Zeitmase eines einzigen vierfüßigen Verses zum Besten giebt? — In einem einzigen Verse? fragen Sie mich hier mit einem ungläubigen Seitenblicke, als ob Sie mir wohl zutrauten, daß ich selbst Ihnen, mit Ihrem Gulliver zu reden, das Ding, das nicht ist, zum Besten gebe. — Lesen Sie! lesen Sie!

Hernando, à Toledo vamos

Hernando, machen wir einen Abstecher nach Toledo, (heißt es da in der *Comedia famosa Coda uno para si*)

*y te combido à que seas
testigo de que ay alla
cierta hermosura risueña
que cuida de la persona. *)*

Merken Sie wohl, daß diese Worte des Simon, so wie die Antwort des Hernando:

*Yo tambien tengo mi prenda
en Toledo **)*

noch in Madrid gesprochen werden, und daß dieser letzte Vers, der sich mit *en Toledo* anfängt, auch buchstäblich schon mit der Ankunft in Toledo endigt, wie diese Figur zeigt:

*en Toledo (Dèntro) Pàra, pàra ***)*

(Hinter der Scene: Halt! Kutscher!);

*) Wo ich dich auf die Bekanntschaft einer gewissen pikanten Schönheit einlade, deren wohlgeputzte kleine Person dir hoffentlich gefallen wird.

**) Auch ich habe da eine Bekanntschaft —

***) in Toledo (Hinter der Scene) Halt!
Halt!

so dafs gleich in dem nächsten Verse die ganze werthe Reisegesellschaft schon ihr Kompliment in Toledo macht, und der Zuschauer im Huy vergessen hat, dafs er zu Anfange des vorigen Verses noch in Madrid war.

Was sagen Sie zu dieser kompendiösen Eintheilung der Zeit, die uns die unendliche Theilbarkeit derselben beinah theatralisch darstellt, und zugleich dem Theatermeister die Mühe erspart, die Scene zu verändern? Würden Sie nicht, wenn Sie weiter nichts von dem Dichter Calderon wüßten, der Meinung seyn, dafs Sie wohl etwas bessers thun könnten, als weiter zu lesen? Würden Sie nicht voraussetzen, dafs das spanische Parterre bei einer so derben Ungereimtheit wenigstens aus der Haut gefahren sei. Aber da kennen Sie die Macht der Gewohnheit, und die gute Laune des spanischen Parterre nicht. Das spanische Parterre versteht Scherz, und läßt sich durch die geschmack-

lose Schale nicht irre machen, den Kern desto schmackhafter zu finden. *) Und wahrlich! den Mann von Geschmack möchte ich auch unter uns sehen, der, wenn er nur den zwanzigsten Theil von den fünfhundert zwei und zwanzig theatralischen Werken des Calderon gelesen hätte, nicht mit Erstaunen gestehen wird, daß ihm eine so unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erfindung, verbunden mit einer so immer gegenwärtigen Überlegung in der Anordnung, und so viel Geist in der Ausführung, noch bei keinem andern Schauspieldichter in ganz Europa vorgekommen sei.

Eben das war denn auch der Fall mit dem noch größern Shakespeare. Einheit des Orts, Einheit der Zeit, Einheit der

*) Der Druckort und der Drucker des obigen Stücks ist in meinem Exemplare wie gewöhnlich nicht genannt. Daß es aber eine der ältesten Ausgaben, wo nicht die älteste sei, beweist der abscheuliche Druck.

Handlung, Einheit des Styls, sogar Einheit des Zwecks galt ihm so viel wie nichts, wenn es der Mannichfaltigkeit im Wege war. Oder meinen Sie, daß er (um aus vielem nur eins anzuführen) in dem Stücke *As you like it*, nicht leicht einen angemessneren fünften Akt zu den vier ersten hätte finden können, wenn ihm der Reichthum seiner Materie erlaubt hätte, an die Zweckmäßigkeit der Handlung zu denken? Fast möchte man bei solchen Excentricitäten des Genies auf den Dichter anwenden, was er in seinem *Macbeth* den Kronprinzen Malkolm auf die Rathschläge Makduffs, der Verwirrung im Reiche ein Ende zu machen, halb im Ernste und halb scherzweise antworten läßt: „*I confound all unity on earth.* Ich habe mich mit der Einheit entzweit; wir verwirren einander nur desto mehr, je künstlicher sie den Knäuel der Verwirrung zu entwirren meint.“ Auch bin ich keinesweges gesonnen, diesen Fehler

in eine Tugend zu verwandeln, oder mit einem beschönigenden Achselzucken zu gestehen, daß auch *aliquando bonus dormitat Shakespearius*. Das nicht! Zu arg ist zu arg! und Shakespeare selbst, wenn er wieder aus dem Grabe aufstände, würde der erste seyn, jeden andern Theaterdichter unerträglich zu finden, der ihm diese Fehler nachäffte. Das Originalgenie verliert allemal die Hälfte seines Werths, wenn es nicht das einzige in seiner Art bleibt. Ein zweiter Shakespeare, er müßte denn zugleich mit der Gabe geboren seyn, durch seine höhere Kultur, der heutigen Kultur selbst eine ganz andre Richtung zu geben — *magis alter, quam secundus* — würde itzt auch den Engländern nicht mehr gefallen.

Aber, damit ich nicht von der Hauptfrage abkomme, die Sie mir in Ihrem Briefe ans Herz legen: ob denn die Veränderung der Scene, es sei nun zwischen den Aufzügen, oder in der Mitte eines

Akts, nicht alle Illusion unvermeidlich stören müsse? erlauben Sie mir doch eine kleine Gegenfrage: ob die Einheit des Orts, wie wir sie z. B. aus dem Ödipus des Sophokles kennen, auf den sich die französischen Kunstrichter, mit ihrem Aristoteles in der Hand, am liebsten berufen, sie weniger störe? ob, bestimmter ausgedrückt, ein aufmerksamer Zuhörer, der sich von der Wirkung, die eine theatra- lische Vorstellung auf seine Illusion macht, Rechenschaft zu geben wünscht, durch die Einheit des Orts, wie er sie im Ödipus beobachtet sieht, besser getäuscht werde, als bei der Veränderung des Orts, wie sie auf allen Bühnen in Europa, ausser der französischen und französirten, üblich ist? Ich frage, besser? d. h. wird der allge- meine Menschenverstand mehr befriedigt, wenn die ganze, mehr oder weniger ver- wickelte Handlung in der wirklichen Zeit von drei oder vier Stunden, mit allen den Haupt- und Nebenpersonen, die darin auf-

und abtreten, und mit allen ihren Glückswechseln und Katastrophen, auf einem und demselben Fleck vorgeht? oder stimmt es mehr mit der gesunden Vernunft überein, wenn kein Theil der Handlung sich an einem Orte zuträgt, der ihm nicht zukommt, mithin die Scene sich da verändert, wo es die Natur der Handlung auch im gemeinen Leben erfordert? Mich dünkt, die Antwort giebt sich von selbst. Ja, wenn es dem Zuschauer etwa so gar schwer fiele, der Veränderung der Scene mit seiner Imagination zu folgen! Oder vielmehr, wenn nicht selbst diese Thätigkeit unserer Einbildungskraft, die wir Illusion nennen, ein Interesse für uns hätte, bei dem nebenher auch noch die pittoreske Ansicht gewinnt!

Lassen Sie uns doch einmal die berühmte Einheit des Orts, an die sich Sophokles in seinem Ödipus, vermuthlich sehr wider seinen Willen, hat binden müssen, etwas genauer mit einander unter-

suchen. Sophokles hatte nur unter zwei Fällen zu wählen. Entweder mußte sein Ödipus sich vor dem versammelten Volke, Chorus genannt, die Augen ausstechen, oder er mußte sich in das Innere seines Palastes zurückziehen, um für die Zuschauer im Parterre einen wahrscheinlichen Grund zu finden, warum ihn der Chor nicht daran verhinderte. Der Dichter wählte das letztere, und that wohl daran. Aber nun ist es nothwendig, daß nach geschehener That auch der Chor den geblendeten Ödipus beäuge, und von ihm selbst erfahre, wie er dazu gekommen sei, sich auf eine so fürchterliche Art die Augen auszureißen? Wie nun? Ödipus wird sich doch wohl nimmermehr entschließen, mit seinen blutenden Augen das Zimmer zu verlassen, um dem Volke zu erzählen, was ihn dazu bewogen habe? Wer wird sich denn in der Verzweiflung an einem Abortte verstecken, um sich ungestört die Augen auszureißen zu können,

und dann vor die Hausthüre hintreten, um eine Rede ans Volk zu halten? Nennt ihr das Einheit des Orts? Meines unmaßgeblichen Erachtens hätte der König von Theben besser gethan, in seinem Zimmer zu bleiben, und da, wo nicht die ganze versammelte Menge, doch wenigstens die Priester, vor sich kommen zu lassen, um ihnen seine Geschichte zu erzählen, vorausgesetzt dafs er den Muth und die Kräfte dazu hatte.

Allein da steckt's eben! Dem Herkommen gemäfs, wie es vom Thespis her bei der Bocksfeier des Weingotts Sitte war, mußte nicht der Chor, sondern die handelnde Person sich von der Stelle bewegen, wenn sie etwas vorzutragen hatte; und gerade in dieser herkömmlichen Unbeweglichkeit des Chors bestand die Einheit des Orts, was auch immer das Parterre dazu sagen mochte. Es war also nicht der Verstand, der dem Tragiker, und mit ihm zugleich dem Denker Aristoteles, das

Princip an die Hand gab, mit der Ökonomie der Handlung so zu wirthschaften, daß die Einheit des Orts dabei bestehen könnte. Nichts weniger! es war bei beiden, was man in der Schule *Petitio principii* nennt, es war die heillose Religiosität der Griechen, die es der Imagination des Zuschauers unmöglich machte, sich auf eine schickliche Art hintergehen zu lassen; und was zu verwundern ist, die sich gerade da Grenzen setzte, wo sie doch sonst der Phantasie ihren weitesten Spielraum verstattete, nämlich in ihrer Götterlehre selbst.

Hätte Aristoteles freie Hand gehabt, seine Theatergesetze aus der Natur des menschlichen Verstandes zu schöpfen, so würde seine Poetik ohne Zweifel ein sehr gedachtes Werk geworden seyn, ohngefähr wie seine Philosophie der Seele. Er mußte sie aber aus der Theater-Empirie abstrahiren, die von den Vorfahren und der Priesterschaft zum Gesetze ge-

macht war. Und so blieb auch ihm kein andrer Ausweg übrig, als sich auf die Muster zu berufen, die er bereits vor sich fand, und die Verstandesregel so gut damit in Übereinstimmung zu bringen, als es thunlich war. Er schrieb für sein Zeitalter. Wir andern schreiben für das unsrige; und glücklicher Weise sind wir gerade dießmal im Besitze einer Freiheit, die er sich selbst wohl gewünscht haben würde.

II.

Ich habe nichts dawider. Ihre Bemerkung mag wohl vollkommen richtig seyn, daß, wenn wir die Regeln, die Aristoteles sich aus dem Drama der Griechen abstrahirt hatte, zur Norm annehmen, um nach ihnen das größte dramatische Genie der Neuern zu beurtheilen, Shakespeare's Tragödien keine Tragödien, und seine Komödien keine Komödien seyn können.

Nach dem Aristoteles ist die wesentlichste Absicht einer Tragödie, durch die fürchterlichen Folgen jener großen Leidenschaften, die vorzüglich bei den Gewaltigen der Erde ihr blutiges Spiel treiben, und auf dem Theater bis zur Täuschung nachgespielt werden (oder werden sollten), ein heilsames Schrecken in der Seele des Zuschauers zu erregen, damit er sich vor ähnlichen Leidenschaften hüte, und ähnlichen Folgen entgehe. Auf der andern Seite hingegen hat nach ihm die Komödie keine andere Absicht, als die Fehler, die der niedern Sphäre eigen zu seyn pflegen, lächerlich zu machen, weil das Lächerliche das wirksamste Mittel sei, ähnliche Fehler bei den Zuschauern theils abzuschleifen, theils weniger allgemein zu machen.

Wie können aber, fragen Sie, was zuvörderst die wesentliche Absicht der Tragödie betrifft, die großen Leidenschaften, die z. B. im König Lear vorgestellt

werden, etwas dazu beitragen, mich von ähnlichen Leidenschaften zu reinigen. Ich habe keine Provinzen unter meine Töchter zu vertheilen, und darf daher auch nicht befürchten, daß diese mich, wenn ich mit meiner Dienerschaft bei ihnen die Runde mache, eben so undankbar behandeln werden, wie jene ihren armen Vater Lear. Und wie viele Gonerills und Regans, wenn auch sie sich zufälliger Weise in ihrer Loge getroffen fühlten, giebt es denn wohl unter den Prinzessinnen, denen ein so specifisch reinigendes Merkuriale (καθαρσις) nöthig und nützlich wäre, als ihnen in diesem brittischen Oedip dargeboten wird? Da also durch dieß schauerlich erhabne Drama vom König Lear weder in den Logen, noch im Parterre eine der vorgeschriebenen Absichten erreicht werden kann, ist es nicht eine offenbare Wortverdrehung, wenn *The life and death of King Lear* von den Engländern unter die Tragödien

gerechnet wird? Betrachten wir ferner, fahren Sie scherzweise fort, seine sogenannten *Comedies*, so wird in einigen, z. B. im *Merchant of Venice*, gar nicht gelacht, und in andern, z. B. im *Midsummer-Night's Dream*, durch die lächerlichen Lächerlichkeiten eines Oberon, eines Puck, eines Quince, eines Pyramus, und Mondscheins, und Lochs in der Wand, und wie das humoristische Personale weiter heisst. Niemand gebessert, da es auf Sittenverbesserung gar nicht damit angesehen ist. Hat sie aber diesen Zweck nicht: welche Barbarei bei den Engländern, dass sie ein solches Ungeheuer von Drama eine *Komödie* nennen!

Ich habe Ihnen schon in meinem vorigen Briefe gestanden, dass ich die Poetik des Aristoteles für keines von seinen tiefgedachteten Werken halte, und auch die Ursache nicht verhehlt, warum es so seyn musste; und ich setze itzt, wenn Sie wollen, noch hinzu, dass ihm, wenn ich ihn

als großen Denker betrachte, sein Werk von der Beredsamkeit in meinen Augen weit mehr Ehre mache, als das ziemlich obenhin, oder wenigstens nach sehr prekären Prämissen überdachte, seine Poetik. Sollte vielleicht gar, um Scherz mit Scherz zu erwidern, diese letztere Eigenschaft des obenhin Gedachten, eine Ursache mit gewesen seyn, daß sie den Hedelins, die in Frankreich das Theater regelten, so vorzüglich vor allen andern Werken des Aristoteles gefiel, und daß sie seine Rhetorik, die ihnen doch bei ihren vielen Kommentaren über die Poetik sehr brauchbar hätte werden können, kaum der Erwähnung würdigen? Doch dieß bleibt unter uns!

Wenn nun aber, (höre ich Sie, deucht mir, in vollem Ernste fragen), weder die eine noch die andere der obigen Absichten erreicht wird: wie nennen wir diese außerordentlichen Produktionen eines unkultivirten Genies? und welche Rubrik

bleibt für sie in der Klassifikation der dramatischen Zwecke übrig?

Der Mensch! antworte ich, die Welt! Alles! — Aber merken Sie ja, daß ich ihm die Erregung der Leidenschaften nicht streitig mache, sondern sie nur einem höhern Zwecke unterordne, den ich unter Zeichnung der Sitten, sorgfältiger und treuer Nachahmung des Charakters, kühn und leicht entworfener Skizzirung des idealischen und animalischen Lebens, kurz unter jenem Schauspiele in der edleren Bedeutung des Worts verstehe, „*whose end, mit Hamlet zu reden, both at the first and now was and is, to hold as t'were the mirror up to nature, and to shew the very age and body of the time, his form and pressure.*“ — Weg mit der Klassifikation der bloßen Namen! Nennen Sie, was Shakespeare schrieb, mit den Dilettanten der französischen Art und Kunst: Haupt- und Staats-Aktion — mit den brittischen Dramaturgen: *History*,

Tragedy, Comedy, Tragicomedy, Pastoral-comical, Historical-pastoral — wie Sie wollen. Ich nenne seine Dramen lebende Gemälde der sittlichen Natur von der unnachahmlichen Hand eines Raphael.

„Und diese lebenden Bilder der sittlichen Natur,“ werfen Sie mir ein, „machen kein Ganzes aus, das auf den Hauptzweck des griechischen Drama abzielt?“

Nein.

„Desto schlimmer für Shakespeare! Ich stehe Ihnen dafür, daß er bei uns sein Glück nicht machen werde, wenn er so weit von unsern Begriffen der alten Muster entfernt ist.“

Welcher neuere Theater-Skribent ist es nicht? Wenn Crebillon Aeschylus, Racine Euripides, Corneille Sophokles seyn soll; o! so lassen Sie uns ja unsern Gefsner nicht Theokrit nennen! so ist es die Deshoulières, so ist es Philips, so ist es Pope!

Sie sehen wohl, daß ich hier nicht von

Bewunderungen vorgeblicher Kenner, noch von Grundsätzen wirklicher Kunstrichter, sondern bloß von dem Einflusse rede, den diese Bewunderungen und Grundsätze auf den ausübenden Theil gehabt haben. Und da wir Einmal unläugbar den griechischen Virtuosen weder unter den Franzosen, noch unter den Spaniern, weder unter den Italienern, noch unter den Deutschen wieder erkennen; warum wollen Sie ihn gerade unter den Engländern suchen? Wenn irgend eine Nation nach ihrer eignen Art zu denken handelt, so ist es diese. Selbst Benjamin Jonson, der mit seinen Beobachtungen der Alten so sehr über Shakespeare siegzuprangen glaubte, folgte seinem persönlichen Ideal, da er zur Ausführung schritt.

„Sie läugneten vorher, daß Shakespeare seine sittlichen Gemälde dem Zweck eines Ganzen, das auf die Erregung der Leidenschaften abzielt, untergeordnet habe. Beweisen Sie mir das.“

Augenblicklich.

Zuvor aber verlange ich, daß wir uns über zwei Hauptdinge einig werden: erstlich, daß eine traurige Handlung an sich noch keine Tragödie mache, zweitens, daß das Tragische im Detail, durch das Resultat verschlungen, ein entgegengesetztes Ganze hervorbringen könne. Für jenes sind mir eine Menge großer und erschütternder Situationen in den *histories* unsers Dichters, die kein Engländer Tragikomödien, geschweige Tragödien, nennen wird, für dieses unzählige Tiraden in den sogenannten Komödien Bürge. Diese Unterscheidung könnte zweifelhaft scheinen, wenn sie nicht durch die übrigen Schauspiele, die sich der Tragödie mehr nähern, außer Streit gesetzt würde; und unter diesen sind Lear, Makbeth, Hamlet, Richard III., Romeo und Othello die entscheidendsten, deren Anlage offenbar der Natur des Charakterstücks weit näher, als der tragischen Fabel kommt.

Im *Lear* haben wir den schwachen Kopf, den die Regierungsfehler seines Alters wahnwitzig machen; im *Makbeth* den Anfang, den Fortgang und das Ende des Königsmörders; im *Richard* den grausamen Usurpator; im *Romeo* die raschen Aufwallungen der jugendlichen Liebe. Die Anlage des *Hamlet* mögen Sie mit der in der griechischen *Elektra* zusammenhalten. Ich begnüge mich, um mir den Vorwurf einer durchgängig für unschicklich erkannten Parallele, nämlich der Vergleichen *Shakespeare's* und *Sophokles* nicht zuzuziehen, einen Engländer mit dem andern zu messen — *Shakespeare* im *Othello* mit *Young* in der *Rache*. —

Sie wissen doch, daß *the Revenge* eine Kopie von dem venetianischen *Mohren*, oder vielmehr die Verwandlung eines unregelmäßigen Drama in ein Trauerspiel seyn soll?

Noch eine zweite Frage, die Ihnen bei

dieser Gelegenheit sonderbar vorkommen wird. — Sollte sich wohl ein Leser von einiger Fühlbarkeit des Herzens finden, der nicht der Nachahmung den Vorzug vor dem Urbilde einräumen wird?

Sie glauben es nicht; ich auch nicht. Wenn es bloß auf Erschütterungen des Herzens, auf tragischen Endzweck ankommt, so geht der Kranz unstreitig zum Nachahmer über. Aber lassen Sie mich die dritte thun. — Sollte sich wohl ein Genie finden, das sich eine Minute bedenken würde, ob es lieber dieses als jenes gemacht haben möchte?

Das glauben Sie; aber ich nicht. Lassen Sie uns sehen, wer Recht hat.

Young betrachtete die Natur des Eifersüchtigen von einer Seite, von der sie dem Herzen Schauder, Entsetzen und Mitleiden abdringen sollte. — Shakespeare bemühte sich, ihre feinsten Nuancen zu entwickeln, und ihre verborgenste Mecha-

nik aufzudecken. — Young konzentrierte die aus seiner Materie hervorspringenden Situationen zu der abgezielten Wirkung auf das Gemüth des Zuschauers. — Shakespeare zeichnete seinen Plan nach dem Effekte, den er auf das Gemüth des Othello machen sollte. — Mit zwei Worten: Young schilderte Leidenschaften, Shakespeare das mit Leidenschaften verbundene Sentiment, das Gefühl des Moments; Young entwarf sich die Idee, Shakespeare ergriff sie, je nachdem sie sich ihm von selbst hingab.

Wollen wir nicht bei diesen beiden trefflichen Stücken noch ein wenig stehen bleiben? Vielleicht finden wir manche kleine Erläuterung darin, die uns im Folgenden zu statten kommen kann.

Was an Youngs Trauerspielen durchgängig sichtbar ist, die schwache Kenntniß des Menschen, die er nur von Herfordshire aus übersehn zu haben scheint, erhellet am deutlichsten in dem Genannten.

Alles ist hier die schale Abbildung neuerer Helden nach französischem Zuschnitte, die von großen Empfindungen, über die gemeine Menschheit erhabnen Enthusiastereien daher tönen, und dabei so süßlich von Liebe zu schwatzen wissen! Ein solches *air doux*, womit die Handlung gleich in den ersten Scenen eingeleitet wird, könnte man in Shakespear's fehlerhaftesten Stücken vergebens suchen.

*Love calls for Love. Not all the pride of beauty;
Those eyes, that tell us what the Sun is made of;
Those lips, whose touch is to be bought with life;
Those hills of driven snow, which seen are felt:
All these possess, are nought, but as they are
The proof, the substance of an inward passion,
And the rich plunder of a taken heart.*

*Ah why so sad? You know, each sigh doth
shake me;*

Sighs there, are tempests here —

I've heard, bad men would be unblest in heav'n:

*What is my guilt, that makes me so with you?
 Have I not languish'd prostrate at thy feet?
 Have I not liv'd whole days upon thy sight?
 Have I not seen thee where thou hast not been?
 And, mad with the idea, clasp'd the wind,
 And doated upon nothing?*

*— — —
 Must I despair then? Do not shake me thus;
 My tempest-beaten heart is cold to death:
 Ah! thurn and let me warm me in thy beauties.
 Heavn's! what a prove I gave, but two nights past,
 Of matchless love! To fling me at thy feet,
 I sligthed friendship, and I flew from fame,
 Not heard the summons of the next day's battle:
 But darting headlong to thy arms, I left
 The promis'd fight: I left Alonzo too,
 To stand the war, and quell a world alone. *)*

*) Liebe heisst Liebe. Nicht 'der Stolz dieser Schönheit, nicht diese Augen, aus deren Stoffe die Sonne gemacht zu seyn scheint, nicht diese Lippen, deren Berührung man gern mit dem Leben erkaufen möchte, nicht diese Hügel von gediegenem Schnee, deren bloßer Anblick schon Gefühl ist,

So lauten die Seufzer des zärtlichen Don Carlos; wollen Sie wissen, in welchen Ton der zärtlichere Don Alonzo sie zu stimmen weifs; so lesen Sie folgendes:

nicht der Besitz von diesem allen hat einen Werth, als nur in wiefern er aus dem Wesen einer innern Leidenschaft entspringt, und die reiche Beute eines eroberten Herzens ist. — — —

Ach, warum so traurig? Ihr wißt, jeder Eurer Seufzer erschüttert mich. Seufzer dort, sind hier Sturm. Ich habe sagen hören, daß böse Menschen sogar im Himmel nicht selig seyn würden: womit habe ich gegen Euch gesündigt, daß Ihr mit mir so verfährt? Habe ich nicht zu Deinen Füßen im Staube geschmachtet? Habe ich nicht tagelang nur von Deinem Anschauen gelebt? Habe ich Dich nicht auch da, wo du nicht warst, angeschaut? und, von diesem bloßen Gedanken bis zum Wahnsinn erhitzt, die Luft umarmt, und ein Nichts angebetet? — — — —

Soll ich denn verzweifeln? Stürze mich nicht so in den Abgrund! Mein durchstürmtes Herz ist leichenkalt! Ach, wende Dich zu mir, daß ich mich an Deiner Schönheit erwärme! Himmel! welchen Beweis gab ich nur erst vor zwei Näch-

*O cruel insult! are those tears your sport,
Which nothing but a love for you could draw?
Africk I quell'd, in hope by that to purchase
Your leave to sigh unscorn'd: but I complain not:
'Twas but a world; and you are — Leonora.*

What could I do? —

I saw you, and to see, is to admire:

I often sigh'd, nay wept; but could not help it. etc.

Leonora.

I hate thee, o Alonzo! how I hate thee!

Alonzo.

Indeed? And do you weep for hatred too?

O what a doubtful torment heaves my heart! —

ten von einer Liebe ohne Beispiel! Um zu Deinen Füßen zu schmachten, ward ich der Freundschaft abtrünnig, entfloß dem Ruhme, hörte nicht den Aufruf zur Schlacht des folgenden Tages, achtete nicht des gewissen Sieges, nur um Dir in die Arme zu fliegen: ließ Alonzo sich dem Andrange einer kriegenden Welt allein entgegenstemmen.

*I hope it most — and yet I dread it more.
Should it be so, should her tears flow from thence;
How would my soul blaze up in ecstasi! etc. *)*

oder lesen Sie vielmehr die ganze Scene,
und bewundern Sie nebenher die Kunst
des Dichters (denn Natur darf ich nicht

*) Grausamer Spott! Sind diese Thränen, die
mir nur meine Liebe abdringen konnte, Euer Spiel?
Afrika überwand ich, weil ich mir durch diesen
Sieg den Preis, daß Ihr meiner Seufzer nicht länger
spotten würdet, zu erkaufen hoffte. Doch ich
beklage mich nicht: jenes war nur eine Welt, und
Ihr seid Leonora — — —

Was konnte ich thun? Ich sah Euch, und Euch
sehn, heißt Euch bewundern. Oft habe ich ge-
seufzt, ja geweint, konnte es nicht ändern u. s. w.

Leonore. Ich hasse dich, Alonzo. O wie
ich dich hasse!

Alonzo. Wirklich? Und aus Haß weint Ihr
sogar? O welch ein stürmischer Zweifel erhebt
mein Herz! Ich hoffe es, und doch mehr noch
fürchte ich's. Wäre es wirklich so, und flössen
ihre Thränen aus dieser Quelle, o wie würde
meine Seele in Entzücken aufsprühen! u. s. w.

sagen) mit der er nicht nur seinen Alonzo einen gewissen Freundschaftsdienst, wie der war, den Gellert seinem Amyant nachrühmte, ausüben läßt, sondern auch noch den armen betrognen Don Carlos durch den mächtigen Bewegungsgrund, daß Alonzos Glückseligkeit die seinige sei, zu bereden weiß, die für sich selbst ersehene Schöne dem Braut-Werber abzutreten. Zwar wie hätten die beiden Helden und Liebhaber den Ränken des Zanga, dessen Maschinen sie sind, widerstehen können, da sein Hin- und Wiedergehen schon von mehr als magischer Kraft ist? Und hierin muß man diesem Rach-Engel von der schwarzen Gestalt freilich den Vorzug über Jago einräumen, der doch wenigstens genöthigt ist, den Augenschein zu Hülfe zu nehmen.

Ohne Ironie zu reden — Zanga ist das wunderlichste Meisterstück der Natur, das sich denken läßt: er ist ein Nichtswürdiger, der zu seinen Niederträch-

tigkeiten hohe Bewegungsgründe anzugeben hat:

— — *The spirits numberless*

*Of my dear countrymen, which yesterday
Left their poor bleeding bodies on the field,
Are all assembled here, and o'er inform me — *)*

ein Bösewicht, der sich zu der allerunedelsten Art der Rache herabläßt, und zugleich, was Don Alonzo, Don Carlos, Don Manuel — was Youngs Helden alle sind, ein Mann von erhabener Denkungsart ist:

*Fall'n Christian, thou mistak'st my character.
Look on me. Who am I? I know, thou say'st
The Moor, a slave, an abject, beaten slave
(Eternal woes to him that made me so!):
But look again. Has six years cruel bondage*

*) Die zahllosen Geister meiner theuern Waffenbrüder, die gestern aus ihren blutenden Leichnamen entflohen, sind hier alle versammelt, und belehren mich, was ich zu thun habe. — — — —

*Extinguish'd majesty so far, that nought
Shines here, to give an awe of one a bowe thee?
When the great Moorish King, Abdalla,
fell,*

*Fell by thy hand accurs'd, I fought fast by him;
His son, tho', thro' his fondness, in disguise,
Lest to expose me tho th' ambitious foe.*

*Ha! does it wake thee? O'er my father's corse
I stood astride, till I had clove thy crest;
And then was made the captive of a squadron,
And sunk unto thy servant —*

— — —

*Must I despise thee too, as well as hate thee?
Complain of grief? complain thou art a man.
Priam from fortune's lofty summit fell;
Great Alexander midst his conquest's mourn'd,
Heroes and Demi-gods have known their sorrows;
Caesars have wept; and I have had my blow:
But 'tis reveng'd: and now my work is done.
Yet e'er I fall, be it one part of vengeance,
To make e'en thee confess that I am just.
Thou seest a prince, whose father thou hast slain,
Whose native country thou hast laid in blood,*

*Whose sacred person, oh! thou hast prophan'd,
 Whose reign extinguish'd. What was left to me
 So highly born? No Kingdom, but revenge.*

*Let me but look one moment on the dead;
 And pay yourselves with gazing on my pangs.
 Is this Alonzo? Where's the haughty mien?
 Is that the hand which smote me? Heavn's,
 how pale!*

*And art thou dead? So is my enmity.
 I war not with the dust. The great, the proud,
 The conqueror of Africk was my foe.
 A lion preys not upon carcasses.
 This was the only method to subdue me:
 Terror and doubt fall on me: all thy good
 Now blaces; all thy guilt is in the grave.
 Never had man such funeral applause;
 If I lament thee, sure thy worth was great. *)*

*) Gefallner Christ, Du verkennst meinen Charakter. Betrachte mich recht. Wer bin ich? Ich weifs, Du wirst sagen: der Mohr, ein Sklave, ein verworfner, geschlagner Sklave; (und weh dem auf ewig, der mich dazu gemacht hat.) Aber

Lassen Sie Sich diese Funken der Großmuth und eines hohen Herzens nicht irren;

betrachte mich recht. Haben sechs Jahre einer grausamen Dienstbarkeit die Majestät in und an mir so ganz ausgelöscht, daß nichts mehr von ihr Dir entgegenstrahlt, was Dir Ehrerbietung gegen eine Person, die so weit über Dich erhaben ist, abdringen könnte? Als der große Mohrenkönig Abdalla fiel, durch Deine verworfne Hand fiel, da war ich's, der an seiner Seite focht, ich, sein Sohn, wiewohl, seiner väterlichen Liebe zu Gefallen, durch eine verstellte Tracht mich der Aufmerksamkeit eines ehrsüchtigen Feindes entziehend. Ha! besinnst Du Dich nun? Über dem Leichnam meines Vaters ausgespreitet stand ich da, bis ich Deine Sturmhaube gespaltet hatte, und dann in die Gefangenschaft einer Reiterschaar, und durch sie in Deine Dienstbarkeit gerieth. — — — —

Muß ich Dich denn eben so sehr verachten, wie ich Dich hasse? Klagst Du über Schmerzen? Klage, daß Du ein Mann bist! Priamus fiel von dem Gipfel irdischer Glückseligkeit; der große Alexander trauerte unter allen seinen Eroberungen; Heroen und Halbgötter haben ihre Leiden gehabt; Cäsare haben geweint; und ich habe meinen Faust-

der Afrikaner, der sich einen Löwen nennt, ist nur ein gemeiner Fuchs; die Grimace

schlag empfangen: doch der ist nun gerächt, und ich habe mein Werk vollbracht. Ehe ich aber falle, sei es noch ein Theil meiner Rache mehr, Dir das Geständniß abzdringen, daß ich Gerechtigkeit an Dir geübt habe. Du siehst hier vor Dir einen Prinzen, dessen Vater Du erschlagen, dessen Geburtsland Du mit Blut überschwemmt, dessen (oh!) dessen geheiligte Person Du gemißhandelt, dessen Thron Du umgestürzt hast. Was war mir, dem zum Throne geboren, nach allem diesen noch übrig geblieben? Mein Königreich nicht, aber Rache. — — — — —

Nur noch einen Augenblick laßt mich diesen Todten ansehen, und weidet Ihr dafür Eure Augen an meinen Qualen. Ist dieß Alonzo? Dieß die stolze Miene? Dieß die Hand, die mich schlug? Himmel! wie blaß! Und bist Du nun todt? So sei es denn itzt auch mein Haß. Ich kriege nicht mit dem Staube. Der GroÙe, der Übermüthige, der Eroberer von Afrika war mein Feind. Löwen weiden sich nicht an Leichen. Nur so hat er mich überwinden können. Schrecken und Zweifel überfällt mich; all Dein Gutes, Alonzo, strahlt mir

eines Löwen ward ihm erst da eigen, da er aus dem Kopfe des Poeten hervorsprang.

Von dieser Pracht des Sentiments weiß der Shakespear'sche J a g o nichts. Er ist ein Lotterbube, der auf Gröfse des Geistes keinen Anspruch macht; ein lüderlicher Officier, der wohl eingesehen hat, daß man im Kriege oft eben so sehr durch Ränke, als durch Thaten, steigt; ein Mensch, der, vielleicht nicht ohne Grund, glaubt, daß sein General gewisse Gunstbezeugungen seiner Frau mit ihm getheilt hat; und ihm dafür beiläufig (denn nicht die Rache am Othello, sondern ein kitzelnder Hang nach Cassios Posten ist sein erster Haupt-Bewegungsgrund) einen Soldaten-Streich spielen will. Seine Glau-

itzt auf einmal entgegen; alle Deine Schuld hat der Tod ausgetilgt. Nie hatte ein Sterblicher einen solchen Leichenredner. Wenn ich Dich betraure, wahrlich! so mußte Dein Werth nicht gering seyn!

bens - Artikel sind, alle Welt für Narren zu halten, und das Hauptgebot seiner menschenfreundlichen Gesinnung ist, zum Behuf seines Beutels und seines Ehrgeizes den Narren mit ihr zu machen. Diese Grundsätze erklärt er uns so klar und bündig, daß es unmöglich ist, sich in seiner theuren Person zu irren.

— — —
— — — *You shall mark*

*Many a duteous and kneel - crooking knave,
That, doating on his own obsequious bondage
Wears out his time much like his master's ass,
For nought, but provender, and when he's old,
cashier'd;*

*Whip me such honest knaves — Others there are,
Who trimm'd in forms and visages of duty,
Keep yet their hearts attending on themselves,
And throwing but shows of service on their
Lords,*

*Well thrive by them; and when they've lin'd
their coats,*

*Do themselves homage. — These folks have
some soul,
And such a one do I profess my self. *)*

*) Ihr werdet manchen kriechenden Burschen voller Kratzfüße und Bücklinge gesehen haben, der, seinem eignen gehorsamen Dienerstande huldigend, sich durch das Leben, so zierlich wie der Esel seines Herrn hindurchschleppt, für nichts als eine Handvoll Futter; und wenn er stumpf und unbrauchbar geworden ist, seinen Laufzettel mit eben solchen Kratzfüßen dahinnimmt. Her mit der Hetzpeitsche für solche erbärmliche Schufte! — Dagegen giebt es andere, die den gehorsamen Diener nur äußerlich spielen, und unter der Form und Gebehrde der Unterthänigkeit desto mehr auf ihren eignen Vortheil bedacht sind, indem sie durch das Ansehen, das sie sich zu geben wissen, als ob der Dienst ihres Herrn ihnen über alles ginge, an ihrer persönlichen Unabhängigkeit für die Zukunft arbeiten, und wenn sie alle ihre Näthe mit Gold gefüttert haben, fröhlich daraus scheiden, um selbst den Herrn zu spielen. — Diese Menschenkinder haben doch Geist, und für so einen bekenne auch ich mich.

In dieser würdigen Situation erscheint er uns gleich bei dem ersten Auftritte, da er den guten Rodrigo um seine Börse schnell, ihm den Kopf mit lächerlichen Versprechungen anfüllt, und so den armen Pflastertreter immer weiter zum Verderben hinter sich herzieht, wie der Fuchs den Ziegenbock zum Schöpfbrunnen. Dieser Charakter ist unnachahmlich bis ans Ende fortgeführt, und es geht kein Wort aus seinem Munde, das ihn nicht nach allen Schatten seiner Bübereien auszeichnete, und dem Zuschauer ein so fruchtbares Feld von Beobachtungen darböte, als ob er die mannichfaltige Natur selbst vor Augen hätte.

Um endlich auf den Punkt der Eifersucht zu kommen — sie hat der Dichter des Alonzo dem Dichter des Othello glücklich nachgebildet, und was vielleicht bei den meisten Lesern zu seinem Vortheil entscheidet, er hat sie viel schö-

ner kolorirt, eine vortreffliche Gruppe im Geschmack des le Brün daraus gemacht.

Mir ist kein Schriftsteller bekannt, der diese Leidenschaft tiefer überdacht, und frappanter gemalt hätte, als Shakespeare. Wenn ich hiebei die Weisheit erwäge, mit der er nach dem Charakter des Othello, eines sehr festen und gehärteten Geistes, kleine Ausnahmen von der vorgelegten Regel macht, die er dem ungeachtet wie mit einem zarten Fingerdrucke andeutet: ein Talent, das ihn beständig von allen übrigen Dichtern unterscheidet, und welches gerade das nämliche Talent ist, was Lord Kaimes die Geschicklichkeit nennt, „jede Leidenschaft nach dem Eigenthümlichen des Charakters zu bilden, die Sentiments zu treffen, die aus den verschiednen Tönen der Leidenschaften entspringen, und jedes Sentiment in den ihm eignen Ausdruck zu kleiden“ — wenn ich diess und noch so vieles unter Einen Sehepunkt bringe; so kann

ich Ihnen schwerlich ganz beschreiben, wie sehr ich dieses Lieblings-Genie der mütterlichen Natur bewundere, liebe, mit Entzücken liebe.

Allein es zeigt sich noch immer eine merkliche Verschiedenheit unter den beiden Dichtern in der Anlage der Wirkungen.

Beim Young ist es nicht Leonora, sondern Zanga, die der Flamme einen Schwung giebt. — Beim Shakespeare ist es Desdemona, die in eine angemessene Lage gestellte unschuldige Desdemona. — Was thut doch Leonora, möchte ich fragen, das den Schritt des raschen Alonzo im geringsten rechtfertigen könnte? — Beim Shakespeare hingegen durfte der schleichende Jago den Funken nur in das Gemüth des Othello wie von ohngefähr ganz nachlässig hinwerfen; Desdemona selbst thut das übrige; sie facht ihn durch ihre Vorbitten für den bereits verdächtigen Cassio, durch die nachher vom Widerstande er-

höhte Lebhaftigkeit ihrer Vermittelung, die ein Beweis ihres guten Herzens hätte seyn sollen, immer stärker an; sie treibt ihn endlich durch ihre ungezwungne Freudenbezeugungen über das Glück dieses Mannes bis zur Verheerung empor: und diese allmälige Gradation des Affekts, die eben so sehr vom Anscheine der Kunst entfernt ist, als die Fallstricke des Zanga es nicht sind, ist das Meisterstück, der Triumph der Kunst. Sie finden beim Young keine einzige solche Scene, wie die, wo Othello in der Heftigkeit seines kochenden Herzens den Brief des Gesandten, der für ihn so wichtig war, nicht liest, sondern zu lesen scheint, — und unterdessen auf die Reden der Desdemona hinhört, die ihm wie verzehrendes Feuer durch Mark und Bein dringen, daß die lang verhaltne Flamme auf Einmal ausbricht, daß er sie — Desdemonen — vor allen Umstehenden — vor dem Angesichte der venetianischen Abgeordneten —

schlägt — eine so unwillkührliche und charakteristische Bewegung, die ich durch die delikateste Wendung eines neuern Artisten nicht ersetzt wissen möchte.

Dagegen hat Y o u n g von einer andern Seite über das Gemälde seines Vorgängers zu rencheriren gesucht. Die unaufhaltsam wiederkehrende Liebe ist in dieser Leidenschaft ein merklicher Zug. S h a k e s p e a r e hat ihn, aber Y o u n g hat ihn so sehr, daß er sogar die Entschlossenheit des A l o n z o überholt. Diefs ist ohne Zweifel der glänzendste Theil in dem Youngschen Trauerspiele. Der Streit der Liebe und der Wuth ist hier mit so lebhaften Farben geschildert, daß Leser und Zuschauer in Ströme von Thränen ausbrechen müssen. Man kann diesen Scenen schlechterdings nicht widerstehn; sie übertreffen alles, was der zärtliche O t w a y, oder R o w e, O t w a y s Nachahmer, jemals in dieser Art gemacht haben. Was

kann gefühlvoller, was kann stärker seyn,
als folgende Tiraden?

— — *O she was All!*

*My fame, my friendship, and my love of arms,
All stoop'd to her; my blood was her possession:
Deep in the secret foldings of my heart,
She liv'd with life, and far the dearer she:
But — and no more — set nature in a blaze
Give her a fit of jealousy — away —
To think on't is the torment of the damn'd;
And not to think on't, is impossible.*

*How fair the cheek, that first alarm'd my soul!
How bright the eye, that sets it on a flame!
How soft the breast, on which I laid my peace
For years to slumber, unawak'd by care!
How fierce the transport! how sublime the blifs!
How deep, how black, the horror, and despair!*

— — —

*I gaze and I forgot my existence;
'Tis all a vision: my head swims in heav'n.
Wherefore, o! wherefore this expence of beauty?
And wherefore — oh! —*

*Why I could gaze upon thy looks for ever,
And drink in all my being from thine eyes;
And I could snatch a flaming tunderbolt,
And hurl destruction —*

— — —

*Ye amaranths! ye roses, like the morn!
Sweet myrtles, and ye golden orange-groves!
Why do you smile? Why do you look so fair?
Are you not blasted as I enter in?
Yes; see how every flow'r lets fall its head!
How shudders every leaf without a wind!
How every green is as the ivy pale!
Did ever midnight ghosts assemble here?
Have these sweet ecchoes ever learnt to groan?
Joy-giving, love-inspiring; holy bow'r!
Know, in thy fragrant bosom thou receiv'st
A murderer — O! I shall stain thy lilies,
And horror will usurp the seat of bliss.
So Lucifer broke into Paradise,
And soon damnation follow'd. — Ha! she sleeps.
The day's uncommon heat has overcome her:
Then take, my longing eyes, your last full gaze.
O what a sight is here! How dreadful fair!*

*Who would not think that Being innocent?
Where shall I strike? Who strikes her, strikes
himself.*

*My own life-blood will issue at her wound.
O my distracted heart! — O cruel heav'n!
To give such charms as those, and then call man,
Meer man, to be your executioner!
Was it because it was too hard for you?
But see, she smiles! I never shall smile more:
It strongly tempts me to a parting kiss. —
Ha! smile again? She dreams of him she loves:
Curse on her charms: I'll stab her thro' them all!*

— — —

*— Thou piece of witch craft! — I would say,
Thou brightest angel! I could gaze for ever.
Where hadst thou this? Enchantress, tell me
where?*

*Which with a touch works miracles, boils up
My blood to tumults, and turns round my brain!
Ev'n now thou swim'st before me: I shall lose thee;
No, I will make thee sure, and clasp thee all.
Who turn'd this slender waste with so much art,
And shut perfection in so small a ring?*

*Who spread that pure expanse of white above,
 On which the dazled sight can find no rest;
 But, drunk with beauty, wanders up and down,
 For ever, and for ever finds new charms?
 But, o those eyes! those murderers! O whence,
 Whence did'st thou steal their burning orbs?
 From heav'n?*

*Thou did'st, and 'tis religion to adore them. *)*

*) O sie war mein Alles! Ruhm, Freundschaft,
 Waffenliebe, vor ihr verschwand mir das alles. Für
 sie rannte mein Blut; tief in der geheimsten Falte
 meines Herzens lebte sie mein Leben, und bei wei-
 tem das theuerste von meinem und ihrem Leben
 war mir ihres. Aber — hin ist's — steckt die Na-
 tur in Brand! entzündet in ihr die Fieberhitze der
 Eifersucht! Weg, weg damit! Nur daran zu den-
 ken, ist Qual der Verdammten; und doch nicht
 daran zu denken, ist unmöglich. — Wie schön ihre
 Wange, die zuerst meine Seele bewegte! wie blitzend
 das Auge, das mein Inneres entflammt! wie weich
 der Busen, an dem ich die Ruhe meines Lebens zu
 betten, alle meine Sorgen einzuschläfern hoffte! wie
 feurig meine Triebe! wie himmlisch meine Selig-
 keit! wie tief gesunken, wie schwarz mein Entsetzen,
 meine Verzweiflung! — — —

Und doch sind diefs nur einzelne Tiraden,
aus ihrer Verbindung herausgerissene Tira-

Mit Erstaunen betrachtete ich Dich, und vergafs
mein eignes Daseyn. Alles ist nur ein Traum;
mein Gehirn schwimmt im Himmel! Ach, wozu,
wozu diefs Uebermaafs von Schönheit? und wozu —
oh! — — —

Siehe, ich könnte ewig an Deinen Blicken han-
gen, könnte aus Deinen Augen mein ganzes Da-
seyn trinken, könnte einen flammenden Donnerkeil
ergreifen, und Vernichtung herabschleudern — — —

Ihr Amaranthen, ihr Rosen, schön wie das
Morgenroth, ihr lieblichen Myrten, ihr goldnen
Orangenhayne! warum lächelt ihr so freundlich?
warum blüht ihr so schön? und verdorrt nicht
vor meinem Eintritt? Doch! doch! siehe, wie
jede Blume ihr Haupt senkt! wie jedes Blättchen,
auch wo kein Lüftchen sich regt, schaudert! wie
jedes Grün, gleich dem Epheu, erbleicht! Haben
sich an dieser Stätte je die Geister der Mitternacht
versammelt? haben diese melodischen Wiederhaller
je seufzen gelernt? Liebeathmende, heilige Laube!
Freudegeberin! wisse, in deinem würziggewölbten
Busen empfängst du einen Mörder! — O, ich
werde deine Lilien beflecken, und das Graun wird

den, entblößt von der Situation der Handlung, entblößt von Allem. — So würde

sich des Sitzes der Wonne bemächtigen. So brach Lucifer in das Paradies ein, und hinter ihm her folgte die Verdammniß. — Ha! sie schläft; die ungewöhnliche Mittagshitze hat sich ihrer bemächtigt. So nehmt denn, meine schmach tenden Augen, noch diese letzte volle Weide an ihrem Anschau, Ach, welch ein Anblick! wie furchtbar schön! Wer sollte dieß Wesen nicht für unschuldig halten? Wo werde ich hinstossen können? Wer diese Brust durchbohrt, der durchbohrt sich selbst; mein eignes Herzblut wird aus ihrer Wunde strömen. O mein zerrissnes Herz! — Grausamer Himmel! solche Reize, wie diese, erschaffen, und dann dem Arme eines Mannes, eines bloßen Sterblichen, dein Richteramt übertragen! Fiel es dir zu schwer, sie selbst hinzurichten? — Aber siehe, sie lächelt. Nie werde ich wieder lächeln. Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, sie noch einmal zum Abschiede zu küssen. — Ha, sie lächelt abermals! sie träumt von ihrem Buhler! Verdammt sei der Zauber ihrer Reize! Durch sie alle hindurch will ich sie ermorden. — — —

Du Werkzeug der Zauberei — ach nein! Du

jeder andrer Mensch gedacht, so sich ausgedrückt, so gehandelt haben: aber (glauben Sie mir, es wird mir schwer, hier eine Anmerkung zu machen, die einem

glänzender Engel! ewig könnte ich Dich anschauen. Wo hattest Du das her? Zauberin, sage mir, woher diese Fülle der Anmuth, die solche Wunder schon durch die bloße Berührung bewirkt? Die mein Blut in Aufruhr versetzt? mein Gehirn bis zum Wahnsinn empört? Vorüber schwimmt mir Dein Bild! Nein, nein! ich lasse Dich nicht! verlieren will ich Dich nicht! mit diesen Schlingen ringsum will ich Dich fesseln! Wer war der Künstler, der diesen schlanken Umriss erfand? Der alle wirkliche Vollkommenheit in einen so schmalen Ring einschloß? Wer breitete über die obern Theile dieß reine Weiß aus, auf dem das geblendete Auge nirgends einen Ruhepunkt findet, auf dem es, berauscht von so viel Schönheit, auf und ab irrt, und doch immer wieder etwas noch Schöneres erblickt, was es vorher nicht wahrnahm? Aber ach! diese Augen! diese Mörder! ach, wem entwandtest Du diese brennenden Kreise? dem Himmel? Ja, ihm selbst; und sie anbeten, ist Frömmigkeit.

solchen Dichter nachtheilig scheinen muß) aber eben darum, weil diese Sentiments für Shakespeare zu allgemein waren, eben darum, weil sie der Festigkeit, der gesetzten Stärke des *Mohren von Venedig* widersprochen hätten, konnte *Othello* in keinem so rührenden Lichte gezeigt werden. Der Dichter hatte außerdem das Gemälde vollendet; — und Sie werden mir schon in der Beobachtung zuvorgekommen seyn, daß der Zweck des Poeten nicht sowohl die Erregung des Schreckens und Mitleidens in dem Herzen der Zuschauer, als vielmehr die Natur der Eifersucht selbst sei. So sind auch die auf die Erstickung der *Desdemona* folgenden Scenen offenbar viel schwächer, als das vorhergehende, und tragen so wenig zu dem Hauptzweck der Tragödie bei, daß sie die ersten Eindrücke nur lindern, anstatt sie zu verstärken.

III.

Ich habe mich in meinen beiden vorigen Briefen länger, als ich Willens war, bei der Vergleichung unsers Shakespeare mit einigen modernen Trauerspieldichtern aufgehalten *). Lassen Sie uns itzt auf die Anwendung meines obigen Grundsatzes zurückkommen, daß die Shakespear'schen Werke nicht aus dem Gesichtspunkte der Tragödie, sondern als Abbildungen der sittlichen Natur zu beurtheilen sind.

Zu diesen gehören nun freilich auch die Leidenschaften; und ich bin, wenn Sie wollen, der erste zu behaupten, daß Niemand in den Leidenschaften größere

*) Diese Vergleichung betraf den Shakespear'schen König Lear mit der besser entworfenen, als ausgeführten Umarbeitung des Hofpoeten Nahum Tate, ferner den Heinrich V. von Aaron Hill, und endlich den Cäsar in Aegypten von Colley Cibber, die aber in der vorigen Ausgabe, so wie hier fehlt.

Talente haben könne, als Shakespeare. Ich glaube mit dem vorher angeführten Lord Kaim's, „dafs die starke Natur, die man an den Stellen wahrnimmt, wo er die Leidenschaften wirken läfst, und die sich in der feinsten Richtigkeit der Sentiments und des Ausdrucks zeigt, Lesern von der eingeschränktsten Fähigkeit in die Augen fallen müsse.“ — Ich glaube aber zugleich, dafs diefs Talent nicht sein größtes noch vorragendes sei.

Und eben diefs ist es, was ich, wenn ich einen Kommentar über Shakespeare's Genie schreiben sollte, am meisten bewundern würde, dafs nämlich jede einzelne Fähigkeit des menschlichen Geistes, die schon insbesondere Genie des Dichters heißen kann, bei ihm mit allen übrigen in gleichem Grade vermischt, und in Ein großes Ganze zusammengewachsen sei. Er hat Alles — den bilderreichen Geist der Natur in Ruhe und der Natur in Bewegung, den lyrischen Geist der Oper, den

Geist der komischen Situation, sogar den Geist der Groteske — und das Sonderbarste ist, daß Niemand sagen kann, diesen hat er mehr, und jenen hat er weniger.

Schade, werden Sie ausrufen, daß ein so vollkommnes Genie einen so fehlerhaften Geschmack haben mußte!

Und dreimal Schade, setze ich hinzu, daß es nicht anders seyn konnte, wenn wir ihn beständig nur auf uns, und auf unser Jahrhundert beziehen. — Diese Chorde ist schon oft berührt: aber lassen Sie uns doch versuchen, ob sich nicht etwas darüber sagen läßt, was die Sache begreiflich macht.

Die Geschmacks-Fehler, die Shakespeare bei feinen und unpartheiischen Lesern vornämlich zur Last fallen, sind, nächst der Vernachlässigung des Kostüme, das Gezierte, Spitzfindige, Zweideutige und Übertriebene, das so oft die *nativam simplicitatem* seines gewöhnlichen Ausdrucks zu überschwemmen scheint. Über

den ersten Punkt bin ich mit diesen Lesern gleich einig; er ist keiner Rechtfertigung fähig. In Ansehung des zweiten weiß P o p e keine bessere Entschuldigung für ihn zu finden, als dafs er „genöthigt war, dem schlechtesten Theile des Volks gefällig zu seyn, und in der schlimmsten Gesellschaft zu leben.“ — Der scharfsinnige Lord, den ich schon zweimal angeführt habe, ist der Meinung, „er habe weder in seiner eignen, noch in irgend einer lebenden Sprache ein Muster von Gesprächen vor sich gehabt, die sich fürs Theater geschickt hätten; wenn er irgendwo unter sich selbst falle, so sei es in Scenen ohne Leidenschaft; indem er da strebe, sein Gespräch über den Ton des gemeinen Umgangs zu erheben, ver falle er in verwickelte Gedanken, und in einen dunkeln Ausdruck.“ —

So viel ich von der Sache begreife, bedarf es keiner dieser Ausflüchte, so bald man sich in das Genie des Dichters setzt,

das kein höheres Lob kannte, als die Natur eines jeden Gegenstandes nach den kleinsten Unterscheidungszeichen zu treffen. Seine Wortspiele legt er fast beständig nur dem schlechtesten oder lustigsten Theile seiner Theater-Personen in den Mund, weil es dieser Klasse von Menschen, in allen Zeitaltern, vom Aristophanes und Plautus an, zur Natur geworden ist, sich diese Art des Witzes vorzüglich zuzueignen.

Dafs dieß wirklich Shakespear's Meinung war, erfahren wir gelegentlich vom Lorenzo im *Merchant of Venice*: „*How every fool can play upon the word! I think, the best grace of wit will shortly turn into silence, and discourse grow commendable in none but parrots. — Good Lord, what a wit-snapper are you. — Yet more quarrelling with occasion? wilt thou shew the whole wealth of thy wit in an instant? I pray thee,*

understand a plain man in his plain meaning. —

O dear discretion, how his words are suited!

The fool hath planted in his memory

An army of good words; and I do know

A many fools that stand in better place,

Garnish'd like him, that for a tricky word

*Defy the matter — *)*

*) Wie doch jeder Geck mit den Worten zu spielen weiß! Bald, denke ich, wird der seinen Witz am schönsten bewähren, der gar nichts sagt, und nur der Papagey sich durch seine Gabe des Sprechens empfehlen. — Lieber Himmel! was seydt Ihr doch für ein Witzschnapper! — Schon wieder auf der Jagd hinter einer Sylbe her? Willst Du die ganze Rüstkammer Deines Witzes auf einmal ausleeren? Ich bitte Dich, verstehe doch die schlichten Worte eines schlichten Menschen, wie sie zu verstehen sind. — O du liebe Vernunft! wie er mit seinen Schellen zu klingeln weiß! Der Narr hat in seinem Gedächtnisse eine ganze Armee von Wortspielen zu seinem Gebote. — Und doch kenne ich Narren, die an einer bessern Stelle, mit ähnlichen Schellen behangen, für das

Hier hätte ich die vortrefflichste Gelegenheit, dem Eiferer Shakespeare einen glanzvollen Standort anzuweisen, ihn für einen großen Beförderer des guten Geschmacks, für einen Reformator des falschen Witzes auszugeben, und ihn bald mit Longin, bald gar mit — Gottscheden zu vergleichen. Aber ich bin saumselig genug, diese herrliche Veranlassung nicht zu nutzen, und ganz kaltsinnig anzumerken, daß es hier eben so sehr in Lorenzos Charakter war, über Wortspiele zu spotten, als in Launcelots, Wortspiele zu machen. Wie würden wir es sonst erklären, daß der Dichter an andern Stellen, wo er der Mühe, Wortspiele zu erfinden, gar hätte überhoben seyn können, so freigebig damit ist? Ich denke, es ging ihm ziemlich, wie dem muntern Konsul, dem Verfasser des Brutus, oder

bloße leere Wortgeklingel ihre Haupt-Materie Preis geben.

wie *Swift*, der in einer eignen *Art of punning* den Unwitz der Wortspiele aus einander setzte, und doch selbst vielleicht der größte *punster* in England war.

Und, ohne so viel Umschweife zu machen, wer könnte auch wohl läugnen, daß es Wortspiele giebt, die wenigstens eben so scharfsinnig sind, als das witzigste *bon mot* in einem französischen *ana*?

Mantua vae miserae nimium vicina Cremonae!

Dieser korrekte Hexameter des Virgil, den der Dechant von Dublin in ein Wortspiel travestirte, als ein Frauenzimmer mit ihrem Manteau eine Kremoneser-Geige vom Nagel riß, war, wenn wir auf die Grundsätze des Witzes zurückgehn, ein wahres *bon mot* von ächtem Witze.

— — *Quae iuga Dauniae*

Non decoloravere caedes? —

ist ein Motto vor einer Ode unsers *Ramlers*, und ein — Wortspiel. Der ober-

wähnte Tullius trägt kein Bedenken zu behaupten, daß Wortspiele sogar der ernsthaftesten Rede einen neuen Schwung geben. *Ex ambiguo dicta vel argutissima putantur, sed non semper in ioco, saepe etiam in gravitate versantur. Ingeniosi enim videtur, vim verbi in aliud atque caeteri accipiant posse ducere.*

Solchergestalt hätte ich also Gründe beigebracht, Sie über diesen wichtigen Punkt zu befriedigen, hoffentlich auch den seligen Schlegel, wenn er noch lebte, der über das Wortspiel des M. Antonius sehr ungehalten war, weil er dem luxuriösen Witze dieses dafür bekannten Römers nichts nachsehen wollte. Wie aber, wenn ich Ihnen einen klaren Beweis beibringe, daß Shakespear's Lebensjahre gerade das goldene Alter der Wortspiele waren, und daß König Jakob, der affektirteste Sprecher von der Welt, nicht nur seinem Hofe, sondern sogar der Kanzel den Ton gab? Werden Sie Popen oder

Wielanden noch immer glauben, daß Stellen dieser Art nur für den untersten Pöbel da stehn? Mein Gewährsmann ist der Doktor Zachary Grey, der uns aus den Predigten des Bischofs Andrews, des gelehrtesten Prälaten zu Shakespear's Zeit folgende Anthologie aufgehoben hat. Merken Sie Sich zugleich, daß diese Predigten vor dem Könige gehalten worden: die erste über 1 Timoth. VI. 1.

The mystery, hebt der Bischof an, here mentioned is the mystery of this feast (nämlich Christnacht), and this feast the feast of this mystery: for as at this feast God was manifested in the flesh, in that it is a great mystery, it makes the feast great; in that it is a mystery of godliness, it should likewise make it a feast of godliness; great we grant, and godly too we trust: would God, as godly as great, and no

more controversie of one than of the other.

Die zweite über Ephes. I. 10.

Seeing the text is of seasons (gleichfalls Christnacht) it would not be out of season itself: and tho' it be never out of season to speak of Christ, yet Christ hath his seasons. Your time is always (says he John VII.) so is not mine; I have my seasons, one of which seasons is this, the season of his birth, by which all were recapitulate in heaven and earth, which is the season of the text, and so this a text of the season.

Und schliesslich die dritte:

Upon a day of joy here is a text of joy, upon a day of joy for the King, a text of a King in joy. For so we see there is in the text a King, and he joyful and glad — — And upon these two (nämlich auf die Befriedigung

des Herzens und der Lippen) *there is a sela*. For these two, one would think, were able to content any. But this *sela* is no *sela* to God; he hath a *sela*, or an *ela* above this *sela* — and this is the *praevenisti* of his goodness. — Satisfie the lips; *petite et dabitur*, speak and speed. Satisfie the heart, *ave et habe*, wish and have. Not only open thy mouth, but enlarge thy heart never so wide, and I will fill it; this is able to satisfie David, I think, and make him sing *sela*, which is their *διαπασών*.

Der wichtigste Einwurf ist mir noch übrig — das Gezierte, Spitzfindige und Übertriebne der *diction*, welches der englische Kunstrichter dem Mangel eines Musters für den theatralischen Dialog beimaß.

Ich habe Lust, mich bei diesen drei Punkten ein wenig aufzuhalten, weil meines Erachtens sehr viel darauf ankommt, ob sie bei unserm Dichter so wesentliche

Fehler sind, als Voltaire uns bereden will. Wenn ich für deutsche Nachahmer schriebe, so würde ich mich freilich lange bedenken, wie ich dieser Untersuchung eine Wendung geben sollte, daß sie keinen schädlichen Einfluß haben möchte: aber Sie und ich können, Dank sei unserem Phlegma, den Reizungen der gnidischen Venus zusehn, ohne das Schicksal des jungen Menschen zu befürchten, dessen Lucian erwähnt.

Es ist eine alte Anmerkung, daß jede Nation gewisse eigne Wendungen und Schattirungen in ihrer Sprache habe, die einer andern Nation fremde, zuweilen gar seltsam und affektirt vorkommen. — Diese alte Anmerkung, werden Sie sagen, gilt nichts in gegenwärtigem Falle: denn die gerügten Fehler sind es auch bei den Engländern. — Sehr wohl! Sie geben mir also doch zu, daß das, was bloß durch die Verdeutschung einen Anstrich des Fremden und Seltsamen erhält, aus der Rech-

nung ausgestrichen werden müsse; und wenn nun diese Verdeutschung gar eine verstümmelte, wie die Wielandische, ist? — Doch davon nachher ein Mehrers.

Eine eben so alte, aber nur selten gemachte Anmerkung ist diese — nicht, wie Sie vielleicht vermuthen, dafs jede Klasse von Menschen in einer Staatsverfassung (auch das ist wahr, und wird mir zu statuten kommen) sondern — dafs jedes Stufen-Alter des menschlichen Lebens etwas besonders in der Art sich auszudrücken habe. Shakespeare hatte sie gemacht, und nahm in der Wahl und Farbe seiner Diktion Rücksicht darauf. Wenn Sie daran zweifeln, so vergleichen Sie folgenden Ausdruck des knäblichen, des jugendlichen, des männlichen und des hohen Alters.

K N A B E.

— — *Mercy on me!*

Methinks, no body should be sad but I;

Yet I remember when I was in France,

Young Gentlemen would be as sad as night,
 Only for wantonness. By my christendom,
 So were I out of prison, and kept sheep,
 I should be merry as the day is long.
 And so I would be here, but that, I doubt,
 My uncle practises more harm to me.
 He is afraid of me, and I of him;
 Is it my fault, that I was Geffrey's son?
 Indeed it is not, and I would to heav'n,
 I were your son, so you would love me, Hubert.

— —
 Must you with irons burn out both mine eyes?
 And will you? —
 Have you the heart? — When Your head did
 but ake
 I knlt my handkerchief about your brows;
 (The best I had; a Princess wrought it me)
 And I did never ask it you again;
 And with my hand at midnight held your head;
 And like the watchful minutes to the hour,
 Still and anon chear'd up the heavy time,
 Saying, what lack you? and where lies your
 grief?

Or what good love may I perform for you?

— — — — Will you put out mine eyes?

These eyes, that never did nor never shall

So much as frown on you? — —

Ah, none, but in this iron age would do it!

The iron of itself, tho head red-hot.

Approaching near these eyes, would drink my
tears;

And quench its fiery indignation,

Even in the matter of my innocence;

Nay, after that consume away in rust,

But for containing fire to harm mine eye.

Are you more stubborn-hard, than hammer'd
iron?

Oh! if an Angel should have come to me,

And told me, Hubert should put out mine eyes,

I would not have believ'd him —

— — —

Alas! what need you be so boistrous-rough?

I will not struggle, I will stand stone-still.

For heav'n's sake, Hubert, let me not be bound.

Nay, hear me, Hubert drive these men away,

And I will sit as quiet as a lamb.

*I will not stir nor wince, nor speak a word,
Nor look upon the iron angrily:
Thrust but these men away, and I'll forgive you,
Whatever torment you do put me to. *)*

*) Dafs Gott walte! Mich dünkt, kein Mensch sollte traurig seyn, als ich. Doch erinnere ich mich, wie ich in Frankreich war, sah ich junge Herren, die so traurig aussehen konnten, wie die traurige Nacht, aus lauter Muthwill. Wäre ich nur aus dem Gefängnisse heraus, und hütete Schafe, ich will nicht Christ heißen, wenn ich nicht so lustig seyn wollte, als der Tag lang ist. Und das wollt' ich auch hier: aber ich kann meine Furcht nicht los werden, dafs mein Onkel noch mehr Leides wider mich im Sinn hat. Er fürchtet mich, und ich ihn. Ist es meine Schuld, dafs ich Gefrey's Sohn war? Nein, gewifs nicht; und wollte der Himmel, ich wäre Euer Sohn, Hubert, und Ihr hättet mich lieb! — — — Müßt Ihr mit glühendem Eisen meine Augen ausbrennen? müßt Ihr? wollt Ihr? habt Ihr ein Herz dazu? Wenn Euch nur der Kopf weh that, band ich Euch mein Schnupftuch um die Schläfe, (es war das Beste, was ich besafs; eine Prinzessin hatte es für mich gestickt), und ich hab' es Euch nimmer wieder

J Ü N G L I N G.

*Those happy mask's, that kiss fair ladies brows,
Being black, put us in mind, they hide the fair;
He that is stricken blind, cannot forget
The precious treasure of his eye-sight lost.*

abgefodert, und mitten in der Nacht hielt' ich mit eigener Hand Euch den Kopf, und wie langsam mir auch die Stunden von einer Minute zur andern dahinschlichen, hielt ich mich doch immer munter, bald mit dieser, bald mit jener Frage: was fehlt Euch? wo thut es Euch weh? was kann ich Euch Liebes thun? — Wollt Ihr mir beide Augen blenden? diese meine Augen, die Euch nie auch nur einmal scheel angesehen haben, es nie werden? — Ach, kein Mensch würde das thun, als in dieser eisernen Zeit. Sich selbst überlassen, würde das Eisen, so fenerroth es auch von sich sprüht, ehe es meinen Augen zu nah käme, meine Thränen trinken, und sein glühender Zorn würde schon gleich in dem feuchten Augenscheine meiner Unschuld erlöschen; ja es würde hernach in seinem eignen Roste sich abzehren, daß es sich so arg hatte erhitzen können, meine Augen verletzen zu wollen. Seid Ihr denn härter, als gehammertes

*Shew me a mistress, that is passing fair,
 What doth her beauty serve, but as a note,
 Where I may read, who pass'd that passing fair?*

— — —
*O she doth teach the torches to burn bright.
 Her beauty hangs upon the cheeks of night,
 Like a rich Jewel in an Aethiops ear;
 Beauty too rich for use, for earth too dear!
 So shews a snowy dove trooping with crows,
 As yonder lady o'er her fellows shows.*

Eisen? Oh, wäre ein Engel zu mir herabgekommen und hätte mir gesagt, daß mir Hubert meine Augen ausbrennen würde, ich hätte es nicht geglaubt. — Ach weh! was braucht Ihr denn so sturmisch – rauh zu seyn? Ich will mich nicht sträuben; ich will stockstill halten. Um Gottes willen, Hubert! laßt mich nicht binden! Nein, hört mich, Hubert, schickt diese Männer nur weg, und ich will so still sitzen, wie ein Lamm, will nicht zucken, will keinen Laut von mir geben, will nicht einmal einen unwilligen Blick auf das Eisen werfen. Schickt mir nur diese Männer weg, und ich will Euch alle die Martern verzeihen, die Ihr mir anthun möget.

*The measure done, I'll watch her place of stand,
And, touching hers, make happy my rude hand.
Did my heart love till now? Forswear it, sight,
I never saw true beauty, till this night. *)*

*) Jene Larven, die so glücklich sind, schöner Frauen Augenbraunen küssen zu dürfen, erinnern uns durch ihre schwarze Farbe, daß die Schönheit sich hinter ihnen versteckt. Wer mit Blindheit geschlagen ist, kann doch nicht vergessen, daß er ehemals so glücklich war, an dem Anblicke dieser Schönheit einen großen Schatz zu besitzen. Zeigt mir ein hübsches Gesicht, werd' ich in diesem hübschen Gesichte etwas anders als die Folie sehen, durch die ich ein noch schöneres gewahrte? — —

O von ihr erst lernen die Kerzen dort, hell zu brennen. Ihre Schönheit haftet auf den Wangen der Nacht, wie ein Juwel am Ohr eines Mohrenkönigs hängt: zu reich für niedern Gebrauch, zu theuer für einen irdischen Preis. Wie eine schneeweisse Taube unter den Krähen, erscheint mir unter den Tänzerinnen jene Schöne dort; wenn der Tanz aus ist, will ich mir die Stelle merken, wo sie stehen bleibt, und meine rauhe Hand soll sich das Glück verschaffen, ihre weichen Händ-

M A N N.

*Between the acting of a dreadful thing,
And the first motion, all the interim is
Like a phantasma, or a hideous dream:
The genius, and the mortal instruments,
Are then in council; and the state of man,
Like to a little Kingdom, suffers then
The nature of an insurrection. — —*

— — — O Conspiracy!

*Sham'st thou, to shew thy dang'rous brow by night,
When Evils are most free? O then by day,
Where wilt thou find a cavern dark enough
To mask thy monstrous visage? Seek none, Con-
spiracy;*

*Hide it in smiles and affability:
For if thou put thy native semblance on,
Not Erebus itself were dim enough
To hide thee from prevention. *)*

chen zu berühren. Hat mein Herz je vorher ge-
liebt? Es wäre Meineid, ihr Augen, mir das zu
betheuern; nie habt ihr vor dieser Nacht wahre
Schönheit ge ehen.

*) Zwischen der Ausführung einer Gräuelthat,

G R E I S.

— — — *I have five hundred crowns,
 The thrifty hire I sav'd under your father,
 Which I did store, to be my foster nurse
 When service shou'd in my old limbs lie lame,
 And unregarded age in corners thrown;
 Take that; and He, that doth the ravens feed,*

und der ersten Versuchung, gleicht alles, was dazwischen liegt, einem Fieberbilde oder einem fürchterlichen Traume; der Geist und sein tödtliches Werkzeug, das Fleisch, gehn dann mit einander zu Rathe, und der Staatskörper im Menschen, ähnlich einem kleinen Königreiche, gährt in einem Zustande der Empörung. — —

O Verrath! schämst du dich, deine feindselige Stirne in der Stunde der Nacht zu zeigen, wenn die bösen Geister entfesselt umherschweifen? Wie willst du denn am hellen Tage einen Winkel finden, der finster genug ist, deine gräßliche Gestalt zu verbergen? Versuch's nicht, Verrath! hülle sie in Lächeln und Freundlichkeit ein; denn wenn du dich mit deiner natürlichen Stirne zeigst, so ist selbst der Erebus nicht düster genug, dich vor der Entdeckung zu bewahren.

*Yea, providently caters for the sparrow,
Be comfort to my age! Here is the gold,
All this I give you, let me be your servant.
Tho' I look old, yet I am strong and lusty:
For in my youth I never did apply
Hot and rebellious liquors in my blood,
Nor did I with unbashful forehead woo
The means of weakness and debility;
Therefore my age is as a lusty winter,
Frosty but kindly; let me go with you;
I'll do the service of a younger man
In all your business and necessities.*

*Master, go on, and I will follow thee
To the last gasp with truth and loyalty.
From seventeen years till now almost fourscore
Here lived I, but now live here no more.
At seventeen years many their fortunes seek:
But at fourscore it is too late a week;
Yet Fortune cannot recompence me better,
Than to die well, and not my master's debtor.*)*

*) Ich besitze fünfhundert Kronen, die ich in

Ich könnte diese Beispiele häufen. Wer aber die feine Nüance in diesen vier Tira-

dem Dienste Eures Vaters von meinem Lohne zurückgelegt habe, daß ich mich damit pflegen wollte, wenn einst meine alten Knochen zum Dienen zu lahm seyn würden, und der Greis achtlos zu Winkel kriecht. Nehmt das, und Er, der die jungen Raben füttert, und den Sperlingen ihren Vorrath sammelt, sei der Pfleger meines Alters. Hier ist das Gold; ich geb' es Euch alles, nehmt mich dafür in Eure Dienste. Ob ich gleich alt aussehe, bin ich doch stark und rüstig; denn nie habe ich mir in meiner Jugend heißes und aufrührerisches Getränk ins Blut gestürzt, noch buhlte ich mit schamloser Stirne nach dem, was den Mann schwach und unvermögend macht: darum ist nun mein Alter wie ein frischer Wintertag, kalt aber heiter. Nehmt mich mit Euch: ich will Euch in allen Euern Geschäften und Bedürfnissen dienen, wie ein jüngerer. — — —

Auf, Herr, geh Du voran, und ich will Dir folgen bis zum letzten Athemzuge mit Treue und ohne Trug. Von meinem siebzehnten Jahre an bis heute, da ich bald achtzig bin, habe ich hier gelebt: nun hat auch das ein Ende. Im siebzehnten

den nicht wahrnimmt, nicht lebhaft empfindet, wie sehr in dem Charakter des Knaben das kindisch-rührende, wiewohl spielende Raisonnement in der Diktion selbst, d. i. in derjenigen Diktion, die das naive Bild der Seele ist, (denn von willkührlichen, humoristischen Angewohnheiten, dergleichen Ben Jonson, Molière u. a. genutzt haben, ist hier die Rede nicht), gegen den blühenden Ausdruck der Einbildungskraft in dem Charakter des Jünglings, gegen den starken Ausdruck der richtigen und festen Denkungsart in dem Charakter des Mannes, und gegen den weichen Ausdruck der geprüften, itzt schwächern und zugleich weisern Seele des Greises absticht: — der mag immerhin mit

Jahre macht sich Mancher auf, sein Glück in der Welt zu suchen: im achtzigsten ist es schon um einige Wochen zu spät. Doch kann das Glück mich ohnehin nicht besser belohnen, als wenn es mich mit gutem Gewissen, und nicht als einen Schuldner meines Herrn sterben läßt.

den französischen Kunstrichtern Meteore finden, wo die Natur in ihrer höchsten Schönheit erscheint, und die blöden Augen fest zudrücken. Sie, mein Freund, sind vor einem so unrühmlichen Verdachte sicher.

Shakespeare unterschied eigentlich sieben Stufen - Alter, die ich Ihnen zur Abwechselung in dem meisterhaften Gemälde des grotesken Jaques beifügen will.

— — — *All the world's a Stage,
And all the men and women meerly Players.
They have their Exits and their entrances,
And one man in his time plays many parts:
His acts being seven ages. At first the infant,
Mewling and pucking in the nurse's arms;
And then the whining school-boy with his scatchel
And shining morning-face, creeping like snail
Unwillingly to school. And then the lover,
Sighing like furnace, with a woful ballad
Made to his mistress' eye-brow. Then a soldier,
Full of strange oaths, and bearded like the pard,*

*Jealous in honour, sudden and quick in quarrel,
 Seeking the bubble, reputation,
 Even in the canons mouth. And then the Justice,
 In fair round belly, with good capon lind,
 With eyes severe, and beard' of formal cut
 Full of whise laws and modern instances;
 And so he plays his part. The sixth age shifts
 Into the lean and slipper'd pantaloon
 With spectacles on nose, and pouch on side,
 His youthful hose well sav'd, a world too wide
 For his shrunk shank and his big manly voice,
 Turning again toward childish treble, pipes,
 And wistles in his sound. Last scene of all
 That ends this strange eventful History,
 Is second childishness, and meer oblivion,
 Sans teeth, sans eyes, sans taste, sans every thing. *)*

*) Die ganze Welt ist eine Schaubühne; alle Männer und Weiber sind blofs Spieler darauf, treten auf, treten ab, und oft spielt ein Einziger die Rolle von sieben Menschenaltern hinter einander. Erst ist er der sprudelnde Säugling, der in den Armen seiner Amme wimmert und schmatzt. Dann der heulende Schulknabe, der mit seinem Bücher-

Eben den Unterschied, den ich Ihnen in der Diktion der Stufen-Alter gezeigt

bündel und seinem glattgewaschenen Morgengesichte mit Schneckschritten ungern nach der Schule kriecht. Hierauf der Verliebte, der wie ein Backofen seufzt, und ein klägliches Liedlein auf die Augen seiner Gebieterin abtrillert. Alsdann der Soldat voll sonderbarer Flüche, und mit einem Schnurrbart wie ein Pardel strotzend, krittlich auf seine Ehre, rasch und auffahrend zu Handeln, die Seifenblase Ruhm in dem Mundloche einer Kanone suchend. Nachher der Richter mit dem runden Bauche, gut ausgestopft mit Kapaunenfleisch, ernst im Blick, den Bart nach der Regel geschnitzt, voll weiser Gesetze und Läuterungen: so spielt der seine Rolle. Das sechste Alter vertauscht die wohlgeschonten Beinkleider seiner Stutzerjahre mit den schlotternden Pluderhosen, die ihm bis in die Pantoffeln herabhängen, eine Welt zu weit für die hageren Lenden dahinter, den Geldbeutel an der Seite, und die Brille auf der Nase, seine vorige Manns- und Bassstimme in einen quikenden Diskant umgewandelt, und, wenn er spricht, zugleich hustend und pfeifend. Die letzte Scene von allen, die dieß seltsame historische Drama beschließt,

habe, finden Sie auch in der Sprache der verschiedenen Stände so fein geschattet, daß Sie augenblicklich das Ideal eines Landmanns von dem Ideal eines Bauernknechts, dieses vom Kuhhirten, den Kuhhirten vom Schäfer, alle vier vom Handwerksmann oder Bürger, den Bürger vom Edelmann, den Edelmann vom Hofmann, den Hofmann vom Prälaten, den Prälaten von andern Geistlichen, den Gelehrten vom Ungelehrten, aller unzähligen mehr ausgemalten Charaktere itzt nicht zu gedenken, augenblicklich in den kleinsten Zügen ihrer Art sich auszudrücken, erkennen können. Bei einer so sorgfältigen Beobachtung der Natur, bei einer so seltenen Richtigkeit in der *peinture des détails*, war es freilich nothwendig, die Fehler und Auswüchse mit der Korrektion des Ausdrucks in gleichem Paare gehen zu lassen. ist eine zweite Kindheit, gänzliche Vergessenheit, ohne Zähne, ohne Augen, ohne Geschmack, ohne alles.

sen; und wer, ohne Rücksicht auf diese Bedingung, Shakespeare den Vorwurf einer übeln Wahl macht, zeigt ausdrücklich, daß er selbst nicht aufgeklärt genug sei, die verschiedenen Gattungen der Nachahmung richtig aus einander zu setzen.

„Gattungen der Nachahmung! — Wahl des Ausdrucks! höre ich Sie mir zurufen. Habe ich Sie endlich ertappt? Allerdings vermißt man die Wahl des Ausdrucks: denn was in einem solchen Grade die Natur selbst ist, wie kann das schöne Natur seyn?“ —

Sie sehen wenigstens, daß ich gerecht bin, und keinen Zweifel vorbeilasse, der mit einigem Anscheine gemacht werden kann. Daß Shakespeare Begriffe von der schönen Natur gehabt habe, ist unstreitig. Er selbst sagt von der Kunst:

She tutors Nature: artificial strife

*Lives in those touches, livelier than life; *)*

*) Sie verbessert die Natur; in ihren Pinsel-

und wieder anderswo:

— — — *I have heard say,*

There is an art, which in their piedness shares

With great creating Nature *) —

aber eben so unstreitig ist es, daß er in seinen Begriffen einer Nachahmung der schönen Natur — ich will nicht sagen, von dem Geschmack der alten Griechen und einiger Römer (denn diese haben hierin fast einerlei Grundsätze mit ihm gehabt) — von unserm heutigen französirten Geschmacke unendlich abweicht. Machen Sie, wenns Ihnen beliebt, ihm daraus ein Verbrechen; und verstatten Sie mir dagegen, weit mehr Vergnügen an

strichen wetteifert die Kunst mit dem Leben, das durch sie noch mehr Leben athmet, als das Leben selbst.

*) Ich habe sagen hören, daß es eine Kunst giebt, die noch schöpferischer in ihren bunten Erfindungen, als die große schöpferische Natur selbst ist.

jener zwangfreien Natur zu finden, als an einer sogenannten schönen Natur, die aus Furcht, ausschweifend oder arm zu scheinen, in goldenen Fesseln daher schreit. *Say there be*, antwortete Polixenes,

Yet Nature is made better by no mean.

— — — *Over that art*

Which, you say, adds to Nature, is an art,

*That Nature makes — *)*

und dieß ihr großes Kunststück ist das Werk des Genies, das mich immer interessiren wird.

*) Sei's, daß es eine solche Kunst giebt: bessern kann sie doch auf keine Weise etwas an der Natur — — —

Über diese Kunst, die, wie ihr sagt, über die Natur hinaus erfindet, giebt es eine Kunst, die von der Natur selbst erfunden ist.

IV.

Wie weit sind wir gekommen? — Ich habe mich bemüht, Ihnen einige Theile in dem Detail der Shakespearschen Schreibart aus einem bessern Lichte zu zeigen, als woraus sie gemeiniglich von übersichtigen Lesern, die sich mit ihrem halben Geschmack blähen, betrachtet werden. Machen Sie hieraus den Schluss, daß ich alle Fehler dieses Dichters aus einer Art von Prä dilektion vertheidigen wolle; so sind Sie gerade in dem Falle derjenigen Kunst-richter, die ein Stück aus dem Ganzen herausheben, und alsdann, im Schwindel ihrer eignen Vernünfteleien lächelnd, vom Straucheln reden.

Sie trauen mir, ich bin davon überzeugt, eine bessere Fähigkeit zu, das Tadelhafte von dem Untadelhaften zu unterscheiden; und nur mit Ihnen kann ich mich von Fehlern eines großen Mannes unterhalten, ohne zu befürchten, daß er

dadurch verkleinert werde. Es giebt Stellen in den Werken dieses außerordentlichen Kopfs, die für uns schlechterdings abgeschmackt und unleidlich sind. Wenn Sie diese Stellen nicht alle der Verfälschung des Textes beimessen, welches allerdings ein sonderbares Vorurtheil wäre; so sind Sie doch billig genug, die Entstehungsart derselben gelten zu lassen, die ich Ihnen, ohngefähr mit den Worten eines seiner Editoren, angeben will.

„Man hat angemerkt, sagt Theobald, daß die Engländer, vermöge der Freiheit ihrer Staatsverfassung, und eines vorzüglichen Hanges zur Spekulation, mehr Humoristen und eine gröfsre Verschiedenheit von Original-Charakteren hervorbringen, als irgend eine andere Nation. Da aber diese sich wieder auf das eigenthümliche Genie eines Zeitalters beziehen, so muß eine unendliche Reihe von Dingen, worauf der Dichter anspielt, dunkel und unverständlich werden, so bald diese Cha-

raktere veralten. Witz beruht ferner auf der Zusammenhaltung der Ideen, die sich mit einer gewissen Leichtigkeit, Schnelligkeit, mit einer Art von Gedränge an einander reiben, und angenehme Bilder, wie Funken, in der Seele zurücklassen: Daher muß ein Schriftsteller, so oft Witz sein Gegenstand ist, viele Materialien und in einem weiten Umfange aufsuchen, und wenn dieser Schriftsteller gerade zu einer Zeit auftritt, in der eine wunderbare Affektation, gelehrt zu scheinen, herrschend ist, da man folglich vulgaire Ideen vermeidet, und durch den ganzen Kreislauf der Wissenschaften umher schwärmt, um Bilder der Kunst und seltne Ähnlichkeiten zusammen zu häufen: so muß er, falls er dem Geschmacke seiner Zeit nachgiebt, nothwendig von dem gebahnten Wege abgerathen, und dem gemeinen Haufen der Folgezeit wie ein verwilderter Mensch vorkommen. Solchergestalt ward die Poesie des Donne, ungeachtet

er der witzigste Kopf seiner Zeit war, nichts als ein aufgehäuftes Magazin von Räthseln; und Shakespeare selbst verfällt bei aller Leichtigkeit seines Naturels nicht selten in diese fehlerhafte Manier. Noch eine andere Gattung der Dunkelheit fließt aus der ihm eignen Art zu denken, und aus der ihm eignen Art, seine Gedanken einzukleiden. Er hatte eine allgemeine Kenntniss aller Scienzen: aber sie war mehr die Kenntniss eines Reisenden, als eines Eingebornen. Kein Theil der Philosophie war ihm fremde: aber alles hatte für ihn die Reizungen und Stärke der Neuheit. Und da die Neuheit eine Quelle der Bewunderung ist, so sind seine beständigen Anspielungen auf die verborstensten Geheimnisse dieser Philosophie nicht sowohl ein prahlerisches Geziere, als vielmehr eine Wirkung der bewunderten Neuheit. Hieraus entspringen diejenigen sonderbaren Wendungen des Ausdrucks, die man bei keinem andern Schriftsteller

findet, und bei denen man mit mehrern Grunde auf Shakespeare anwenden kann, was Addison von Milton sagt: „Seine Sprache sinkt unter ihm; sie war dem Umfange seines Ideals nicht gewachsen.“ Er bildete neue Worte, um die Neuheit und Mannichfaltigkeit seiner Begriffe auszudrücken, und bediente sich der veralteten, um diesen Begriffen ein feierliches Ansehen zu geben.“

Wollen Sie noch mit Pope die Fehler in Anschlag bringen, welche von den extemporirenden Schauspielern hineingelegt wurden, so bin ich auch damit zufrieden; und wir werden also ziemlich wissen, was wir von manchen Ungereimtheiten denken sollen, die den meisten Lesern so anstößig und unverdaulich sind.

Ich glaube mich lange genug bei Worten aufgehalten zu haben. Folgen Sie mir itzt in die höhern Gegenden der Komposition, deren Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit unsere Meinung von seinem Ge-

s c h m a c k e zu seinem Vortheile oder Nachtheile entscheiden muß.

Sie erinnern Sich, daß ich Ihnen bereits zugegeben habe, Sh a k e s p e a r's Drama sei nicht das Drama der Alten, und könne folglich keine Vergleichung dieser Art dulden. Diefs hindert aber nicht, daß dieses Sh a k e s p e a r'sche Drama gewisse Grundsätze mit dem Griechischen gemein haben könne, die aus der Natur eines Ganzen herzuleiten sind.

Die Gattungen der dramatischen Composition, deren Polonius im Hamlet erwähnt, waren *tragedy, history, comedy, pastoral, pastoral-comical, historical-pastoral, scene undividable*, und *poem unlimited*. — Diese Eintheilung ist kritisch; und wir können nach ihr die Stücke unsers Dichters in folgende Klassen abtheilen:

I. Tragedy.

Makbeth

King Lear

Hamlet

Othello

Cymbeline

Timon of Athens

Troilus and Cressida

Romeo and Juliet.

II. History.

Henry IV. Part. I. II.

Henry V.

Richard III.

King John

Henry VIII.

Richard II.

Henry VI. Part. I. II. III.

Julius Caesar

Antony and Cleopatra

Coriolanus

Titus Andronicus.

III. Comedy.

Merry Wives of Windsor

Measure for Measure

Twelfth-Night
Much ado about nothing
As you like it
All's well that ends well
Two Gentlemen of Verona
Taming of the Shrew
Comedy of Errors
Merchant of Venice.

IV. Pastoral.

Tempest
Midsummer-Nights-Dream.

V. Pastoral-comical.

Winter's Tale.

VI. Historical-pastoral.

Love's labour's lost.

Den Sturm und Sankt Johannis-
 Nachts-Traum werfe ich in die Klasse
 der Pastoral, weil ich nicht weifs, wo
 ich sie eigentlich hinbringen soll, da sie
 sich fast ganz der Natur der Oper nähern.

Poem unlimited ist das Geschlecht, wozu sie ziemlich alle gehören: allein was meint Shakespeare mit dem, was er *scene undividable* nennt? Ich müßte mich sehr irren, wenn wir hier nicht das Drama der Alten wiederfänden, das sich auf die Einheit des Orts gründet, das folglich zu Shakespeare's Zeiten nicht unbekannt war, sondern nur von einer andern Seite betrachtet wurde, als von der wir es betrachten, wenn wir es für die Regel des Sophokles, für die höchste Art der Komposition, für das, was Laokoon in der Bildhauerei ist, halten, und demselben den obersten Standort anweisen, dem alle andere untergeordnet seyn müssen.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Ihnen einige Stellen aus dem nämlichen Hamlet auszuzeichnen, die uns den Zustand des damaligen Theaters und Shakespeare's Urtheil davon auf eine für Sie und mich sehr unterrichtende Weise abbilden. Riccoboni selbst hätte einem

Schauspieler keine nützlichere Lehre geben können, als Hamlet hier thut.

Speak the speech, I pray you, as I pronounc'd it to you, trippingly on the tongue. But if you mouth it, as many of our players do, I had as lieve, the towncrier had spoke my lines. And do not saw the air too much with your hands thus, but use all gently: for in the very torrent, tempest, and, as I may say, whirlwind of your passion, you must acquire and beget a temperance that may give it smoothness. Oh, it offends me to the soul, to hear a robustious periwig-pated fellow tear a passion to tatters, to very rags, to split the ears of the groundlings: who, for the most part, are capable of nothing, but inexplicable dumb shews and noise: I could have such a fellow whipt for o'er-doing Termagant; it out-herods Herod. Pray you, avoid it. — Be not too tame neither; but let your own discretion be your tutor.

Suit the action to the word, the word to the action, with this special observance, that you o'erstep not the modesty of Nature; for any thing so overdone is from the purpose of playing, whose end, both at the first and now, was and is, to hold as 'twere the mirror up to nature, to shew Virtue her own feature, Scorn her own image, and the very age and body of the Time, his form and pressure. Now this overdone or come tardy of, tho' it make the unskilful laugh, cannot but make the judicious grieve: the censure of which one must in your allowance o'erweigh a whole theatre of others. Oh, there be players that I have seen play, and heard others praise, and that highly, (not to speak it prophanely), that have so strutted and bellow'd, that I have thought some of Nature's journeymen had made men, and not made them well;

*they imitated humanity so abominably. — And let those, that play your clowns, speak no more than is set down for them; for there be of them that will themselves laugh, to set on some quantity of barren spectators to laugh too; though, in the mean time, some necessary question of the Play be then to be considered. That's villainous, and shews a most pityful ambition in the fool that uses it. *)*

*) Sprecht die Rede, ich bitt' Euch, wie ich sie Euch vorsagte, glatt von der Zunge weg. Wenn Ihr sie so breit herausmault, wie es viele unsrer Schauspieler thun, so möcht' ich eben so lieb, daß der Ausrufer meine Verse abriefe. Und säget mir die Luft nicht so viel mit Euren Händen: so — sondern treibt alles fein menschlich; denn mitten in der Eile des Stroms, des Sturms, und, wie ich sagen möchte, des Wirbelwindes der Leidenschaft müßt Ihr Euch immer doch dergestalt zu mäßigen wissen, daß der Affekt sich mit der Wahrheit verträgt. O es thut mir in der Seele weh, wenn ein handfester kraushaarigter Bursche

Bei folgender Stelle:

*I heard thee speak me a speech once;
but it was never acted, or, if it was, not*

einen Affekt in lauter Fetzen und Lumpen zerreißt, bloß um auf den Ohren des Parterre herumzutrommeln, das doch oft nichts davon versteht, als was sich aus dem Gebehrdenspiel und dem Getöse abnehmen läßt. Ich möchte solche Schreihälse auspeitschen lassen, wenn sie ihre Menschenstimme zu einem sinnlosen Sprachrohre machen, als ob sie den rasenden Roland über-rolanden wollten. Ich bitt' Euch, vermeidet mir das. — Seid aber auch nicht gar zu kirre, sondern laßt Euer eignes Nachdenken Euch belehren. Meist Eure Gebheerden Euren Worten, Eure Worte Euren Gebheerden an, und zwar so, daß Ihr nie die natürliche Schicklichkeit überschreitet; denn jede solche Übertreibung widerspricht dem Zweck eines Schauspiels, der von Anbeginn an kein anderer gewesen, und auch itzt nicht ist, als der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, und der Tugend ihre eigentlichsten Züge, der Untugend ihre rechte Mißgestalt, dem Jahrhundert, dem Körper der Zeit seine wahre Form, seinen treuen Abdruck zu zeigen. Wird nun dieß zu übertrieben oder zu

above once : for the Play, I remember, pleas'd not the million, 'twas Caviar to the general; but it was, as I receiv'd it and others, (whose judgment in such

matt dargestellt, so kann es dem Unwissenden zwar behagen, aber den Mann von Einsicht muß es verdriessen; und der Tadel dieses Einzigen muß Euch mehr gelten, als das Lob des ganzen übrigen Theaters. O es giebt Schauspieler, die ich habe spielen und von andern beklatschen sehen, die auf ihren Stelzen so herumstrotzten und dabei bellten, daß mir (Gott verzeih' mir!) oft dabei einfiel, ein Kleidermacher der Natur habe Menschen zu machen versucht, und sein Stück Arbeit verpfuscht, so abscheulich gerieth ihnen ihre Nachahmung der Menschheit. — Und laßt mir die, die Eure Narren machen, nicht mehr sagen, als ihnen vorgeschrieben ist; denn es giebt deren unter ihnen, die selbst zuerst lachen, um den Hohlköpfen auf der Gallerie ein Signal zu geben, wo sie mitlachen sollen, obgleich zu eben der Zeit einige nothwendige Rücksicht auf den Zusammenhang des Stücks zu nehmen gewesen wäre. Das ist schändlich, und beweist eine erbärmliche Anmaßung an dem Narren, der sich's erlaubt.

*matters cried in the top of mine) an excellent play, well digested in the scenes, set down with as much modesty as cunning. I remember, one said, there was no salt in the lines, to make the matter savoury; nor no manner in the phrase, that might indite the author of affection; but call'd it an honest method etc. — *)*

*) Ich habe Dich einmal eine Rede vortragen hören, aber das Stück ward nicht aufgeführt, oder, wenn es geschehen ist, nur einmal; denn ich erinnere mich, es schmeckte der Menge, wie gepökelter Störroggen. Aber es war, wie ich es verstand, und wie auch Andre es verstanden, deren Urtheil in solchen Dingen mir mehr als das meine gilt, ein vortreffliches Stück, wohl angelegt in den Scenen, und mit eben so viel Überlegung als Geist abgefaßt. Einer, erinnere ich mich, setzte daran aus, es sei kein Salz in den Zeilen, um den Inhalt zu würzen, und der Ausdruck schiene anzudeuten, daß es dem Autor an dem rechten Sturm und Drang des Enthusiasmus gefehlt habe; sie nannten es eine schlichte altväterische Manier u. s. w.

macht Warburton folgende Anmerkung, von der Sie übrigens glauben mögen, was Ihnen gut däucht:

*This episode was Shakespear's own. He was desirous of restoring the chastity and regularity of the ancient stage, and therefore compos'd this Tragedy on the Model of the Greek Drama, as may be seen by throwing so much action into relation. But his attempt proved fruitless, and the raw taste, then prevalent, forced him back again to his old manner; for which he took this revenge upon his audience. *)*

*) Diese Episode (nämlich das Bruchstück vom Pyrrhus und der Hekuba, das Hamlet den Schauspieler deklamiren läßt) war von Shakespeare selbst. Er wünschte, die Regelmäßigkeit der Alten wieder einführen zu können, und schrieb deswegen diese Tragödie nach dem Muster des griechischen Drama, wie schon daraus erhellt, daß er so viel von der Handlung in die erzählende Form einkleidet. Allein sein Versuch blieb ohne Erfolg,

Ich eile von dieser Exkursion zu der Quelle selbst zurück, um zu prüfen, was Shakespear's Theorie für Einfluß auf seine Ausübung gehabt habe.

In keinem seiner Schauspiele habe ich in dieser Absicht mehr Anlage gefunden, als in den lustigen Weibern zu Windsor, und in den Irrungen, deren ersteres eine wahre Komödie nach der Theorie des Aristoteles ist, (wohl zu verstehen doch nur in Beziehung auf das *γελοιον* der Sittenverbesserung), und das zweite zu der reichhaltigen Klasse der Plautinischen Menächmen gehört, deren Name Legion ist. Ich kann Ihnen aber eine tragische Geistesgeburt aus dieser Familie nennen, die nach meiner Meinung die komischen, auch von Seiten der Erfindung, übertrifft, und der schlechte Geschmack, der damals den Meister spielte, nöthigte ihn, zu seiner alten Manier wieder umzukehren. Doch machte er sich diese Gelegenheit zu Nutze, seinen Zuhörern wenigstens den Text zu lesen.

und die Sie in dem zweiten Theile der *Hija del ayre* des schon in einem meiner vorigen Briefe belobten Calderon — denn das Stück besteht nach Art der Shakespear'schen Geschichtsdramen aus zwei Theilen — wenn Sie nur den ersten gelesen haben, wohl schwerlich noch suchen würden. Sind Sie neugierig, mehr von diesem Luftkinde, das kein anderes als die berühmte Semiramis von Ninive ist, und wie sie sich zu den komischen Menächmen unsers Shakespeare, den Irrungen, verhalte, etwas näheres zu wissen, so behalte ich mir vor, Ihnen in meinem nächsten Briefe eine detaillirte Skizze von beiden zu geben.

ÜBER
RECITATIV UND ARIE
IN DER
ITALIENISCHEN SING - KOMPOSITION. *)
A N * * *

1770.

Da Sie jetzt auf Ihrer Reise einen Ort besuchen, der unter den deutschen Städten

*) Ich lasse diesen Aufsatz hier so unverändert wieder abdrucken, wie ich ihn im zweiten Bande der Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur finde, da die Verbesserungen und Zusätze, die er dem nachher folgenden verdankt, zu tief in das Ganze der Sing - Komposition eingreifen, als daß sie in diesem eine ihnen angemessene Stelle hätten erhalten können.

wegen seines Geschmacks in der Musik berühmt ist: so wünschte ich, daß Sie mir über folgende Fragen den Unterricht eines Kenners verschaffen; vorausgesetzt, daß Sie einen finden, der weder zu viel, noch zu wenig Musikus ist, sie im ersten Falle für allzu liebhaberisch, im andern für allzu vorwitzig anzusehen, als daß er sie einer Antwort würdigen sollte.

Ich möchte also gern wissen,

1) Ob nicht die Natur des Gesanges darin bestehe, daß er die Worte, deren er sich als Zeichen bedient, in Tongemälde der Empfindung verwandelt;

2) Ob nicht hieraus folge, daß Deklamation in keinerlei Bedeutung Gesang heißen könne, so lange sie ihre Worte nur als Zeichen, und nicht als solche Gemälde vorträgt;

3) Ob nicht also auch das Recitativ, welches seine Grundsätze aus der Deklamation herleitet, von einer ganz andern

Natur, als der Gesang sei. Und wenn alles das folgt:

4) Ob in Werken, die eigentlich darauf angelegt sind, daß sie eine Welt nachahmen, wo Alles durch Gesang ausgedrückt wird, so heterogene Theile, als Recitativ und Arie, nicht eine schlechte Komposition geben?

Mehr will ich nicht fragen, sondern einige Anmerkungen hinzufügen, meine Meinung näher zu entwickeln.

Die erste Beobachtung, die sich mir darbeut, und, wie es mir vorkommt, schon gleich nicht wenig entscheidet, ist, daß die Deklamation auf jede einzelne Silbe niemals mehr, als einen einzelnen Ton setzt, der Gesang aber das Gegentheil thut. Ich zweifle, daß es eine Nation in der Welt gebe, die im Reden, als Reden, ihre Silben durch zwei oder mehr Töne in eine Notenfigur breche; wenigstens habe ich in keiner Reisebeschreibung etwas dergleichen erwähnt gefunden. Was man

eine singende Aussprache, z. E. der Chineser, nennt, bezieht sich nicht hierauf, sondern auf die Intervallen der Töne, die bei einigen Völkern weiter, absteher sind, als bei andern.

Und eben daraus ziehe ich eine zweite Bemerkung, — daß die Deklamation in ihren Intervallen Enharmonischer *) Art sei, weil wir eine mehr Chromatische oder Diatonische Aussprache schon eine singende nennen. Einige Theoristen haben daher

*) Der Zweideutigkeit des Worts wegen merke ich an, daß ich es hier im Sinne der Alten nehme, welche das Enharmonische Klanggeschlecht für das erste und natürlichste unter den dreien hielten, weil sie es ohne Beziehung auf Harmonie bloß nach der sanften Folge der Töne beurtheilten und ausübten; da es hingegen nach dem Sinne der Neuern, die es nur vermittelst der Harmonie herausbringen können, künstlicher als die beiden andern ist. S. historisch-kritische Beiträge zur Musik II. 278. *Rousseau Dict. de Musique Art. Enharmonique, Voix, Genre etc. Du Bos Réflexions III. 9.*

nicht ohne Ursache die eingeführte Tonleiter auf den Umfang der natürlichen Aussprache *) einschränken, und die halben Intervallen noch um die Hälfte vermindern wollen, damit das Recitativ dadurch, wie in der theatralischen Deklamation der Alten an der Wahrheit seines Ausdrucks gewinnen möge. Ehe ich aber Gebrauch von diesen beiden Beobachtungen mache, lassen Sie mich versuchen, ob ich mit Ihnen, oder unserm Kenner, in dem Begriffe eines Gemäldes der Empfindung, eines Tongemäldes, und eines Wortzeichens, übereinstimme.

Innere Seelenwirkungen sind nie von aussen her, nie durchs Organ empfunden worden, und können darum auch kein organisches Bild werden, wie die Gegenstände der Augen, die uns dadurch, daß

*) Man macht noch einen Unterschied unter dem Tone der Aussprache, und dem Tone der Deklamation, der eine genaue Untersuchung verdiente.

wir sie sehen, wirkliche Augenbilder werden: ein Mafs, womit wir jede andre Kopie des Gegenstandes vergleichen können.

Da sich aber innere Seelenwirkungen vermittelst eines organischen Körpers äufsern, so können wir gleichwol diese Äufserungen als Bilder brauchen, woran wir die Empfindungen, die in dem Herzen eines andern vorgehen, symbolisch erkennen. Zu ihnen gehören die Töne.

In den Tönen unterscheiden wir zweierlei: den Ton und die Bewegung. Einzelne Töne malen die Seele durch ihren Accent, eine Reihe von Tönen durch Accent und Bewegung zugleich. Schrecken bricht in Geschrei, Schmerz in Gewimmer, Traurigkeit in Ächzen, Verlangen in schmachtende Seufzer aus. Aber Schrecken, Schmerz, Traurigkeit, Verlangen u. s. w. haben auch ihre eigenthümlichen Bewegungen, wie innerlich im Herzen, so äufserlich in den Tonfolgen. Bewegung ist überhaupt, wie

Aristoteles *) mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn bemerkt, schon an sich eines sittlichen Ausdrucks.

Töne sind Zeichen, Worte sind auch Zeichen, nur auf eine andere Art.

Worte können theils als Töne, theils als Ideen betrachtet werden. Eine jede Idee, die ein Wort wird, ist eine bestimmte Modifikation unserer Seele, das Resultat, nicht das Resultirende; oder, um mich durch eine Vergleichung zu erklären, die Ziffer, erst dann auf dem Uhrblatt angedeutet, nachdem in der Uhr diejenigen mechanischen Veränderungen vorhergegangen sind, die diese und keine andere Zahl auszeichnen. Das Wie dieser Modifikationen ist niemals ein Wortbegriff, sondern wird es erst durch die Verbindung mit jenen malerischen Äußerungen, Handlungen, Mienen, Gebärden, Accenten, Tonfolgen u. s. w. Nehmen

*) *Problem, Sect. XIX. 27. 38.*

Sie Worte, welche Sie wollen, Worte, die noch so resultirend scheinen; Sie werden immer finden, daß sie nur Resultate sind. Lesen Sie z. E. — Mein Herz wallt von Liebe, — Furcht und Hoffnung kämpfen in meiner Seele, — Entzückung durchströmt mein Herz: — dieses Wallen, dieses Kämpfen, dieses Strömen ist Ihnen doch nur ein Zustand, wozu Ihnen das Wie fehlt. Hören Sie aber den Ton der nämlichen Worte, Accent, Modulation; sehen Sie die Mine, mit der ich sie ausspreche: — So, ach! so wallt mein Herz von Liebe! — So kämpfen Furcht und Hoffnung in meiner Seele. — So durchströmt Entzückung mein Herz — Oder lassen Sie auch bloß Ihre Phantasie wirken: malen Sie Sich den Ton, den Sie schon sonst gehört, die Mine, die Sie schon sonst gesehen, in der Einbildung vor; lassen Sie alle die innern Triebfedern springen, die in Ihnen schon sonst ähnliche Empfindungen hervorgebracht haben.

Nicht weil Wallen, Kämpfen, Strömen eine Idee von etwas Resultirendem in Ihnen anregen, empfinden Sie es auch wirklich als resultirend; nein, diese Idee steht mit Ihrer Seele in einem weit andern Verhältniß, als mit der meinigen: soll sie ganz das Ihnen seyn, was sie mir ist, so müssen Sie den Gang der Empfindungen erst so durchwandeln, wie ich ihn selbst durchgewandelt bin; dazu die Bewegungen meiner Stimme und meiner Gebehrden, dazu das Bild der Phantasie, das Ihnen die Erfahrung oder die Anlage Ihres eignen Herzens anbietet.

So wird aus Worten, aus Resultaten, das Tongemälde der Empfindungen, das Resultirende. Wie ist daraus der Gesang entstanden? Sie trauen mir hoffentlich zu, daß ich Sie hier nicht auf die Frage zurückführen wolle, wie und wovon der erste Mensch gesungen habe: was wir nicht wissen können, mag ich nicht untersuchen. Entstehungsart des Gesanges heißt

mir jetzt derjenige Zustand des Herzens, in welchem der Mensch natürlicher Weise zu singen pflegt.

Dieses ist, däucht mir, kein andrer, als das V e r g n ü g e n. Natürlicher Weise singt man nicht, daß man Nahrungssorgen habe, daß man hasse, daß man fürchte. Man singt freilich in schwermüthigen Augenblicken: allein nur alsdann, wenn Schwermuth mit angenehmen Empfindungen der Hoffnung, des Gegenstandes u. s. w. untermischt ist; und das sind gerade die wollüstigsten Augenblicke, deren das menschliche Herz genießen kann. Ist, frage ich, dieser natürliche Gesang immer ein Tongemälde der Empfindungen? So wenig, daß er nicht nur äußerst willkührlich, sondern oft sogar das Widerspiel derselben zu seyn scheint. Das Singen drückt den Zustand unsers Herzens aus, und drückt ihn auch nicht aus; es drückt ihn aus, als Singen, und drückt ihn nicht aus, als Gesang.

Sie merken nun schon, daß noch Etwas

hinzukommen müsse, wenn der Gesang das seyn soll, was unsre Idee von ihm erschöpft; und dieß Etwas, mit einem Worte, ist zweckmäßige Nachahmung. Folglich durch bestimmte Mittel. Durch welche?

Wir haben gefunden, daß alle menschliche Töne sich auf Accent und Bewegung zurückführen lassen; daß Accente einzelne natürliche Ausbrüche des Herzens sind; daß Tonbewegung theils die Aussprache der Worte überhaupt, theils die Aussprache der Silben insbesondere erweitert, jenes durch ein absteigendes Intervallensystem, dieses durch Brechungen und Dehnungen. Wir finden aber auch, daß mit diesen ersten Tönen der Empfindung viele andre Töne verwandt sind, die sich willig mit ihnen vermählen, und das Rudiment des Bildes nach Zwecken der Nachahmung auszumalen dienen. Hiezu bequeme Zeichen, welche das successive Gemälde auf einmal als Resultat bestimmen: Worte; —

so haben wir die unterscheidenden Merkmale des Gesanges beisammen. Ich verlange nicht weitläufig zu zergliedern, was von selbst einleuchtet.

Nachdem man solchergestalt den natürlichen Gesang durch Grundsätze zur Kunst erhöht hatte, so sah man, daß sich in den nämlichen Plan noch eine gute Anzahl Empfindungen hineinbringen ließen, die zwar nicht dem natürlichen Gesange eigen wären, aber doch die Haupteigenschaft des Gesanges hatten, einer Nachahmung durch Töne fähig zu seyn. Obgleich also Haß, Rache, Verzweiflung u. dgl. keine unmittelbare Gegenstände des Singens sind; so hat ihnen doch die Natur ihre eigenthümlichen Tonbewegungen verliehen, wodurch sie sich über den Ausdruck der Sprache erheben, und Gesang werden können. Die Schranken zogen sich allmählig weiter aus einander. Außer den Tönen der menschlichen Stimme besitzt die Natur einen Reichthum an Schall, der mit den

innern Saiten unsrer Empfindung oft stark zustimmt. Auch die Nachahmung solcher Töne kann Gesang werden, indem sie sich in Gemälde der Empfindung abändern. Endlich hat man aus der Erfahrung gelernt, daß, so wie die Orchestik der Alten zuletzt die Gegenstände ihrer Nachahmung aus der ganzen Natur, so entfernt sie auch von der Gebhehrdensprache seyn mochten, ohne Unterschied hernahm, so auch Dinge, die weder Schall noch Empfindung haben, dennoch gar wohl besondere Gegenstände der Tonkunst werden können. Selbst der philosophische Rousseau *) spricht von dieser

*) *Ne cherche point, jeune Artiste, ce que c'est que le Génie. En as-tu: tu le sens en toi-même. N'en as-tu pas: tu ne le connoîtras jamais. Le Génie du Musicien soumet l'Univers entier à son art. Il peint tous les tableaux par des sons; il fait parler le silence même — Il exprime avec chaleur les frimats et les glaces. Dict. de Musique. Art. Génie.* Eben so enthusiastisch drückt sich jener Liebhaber heim

letzten Erweiterung, als von einem außerordentlichen Fluge des Genies. Mir däucht gleichwohl, daß die Kunst nicht unzufrieden seyn würde, wenn ihre Genien manchmal in der Wahl ihrer Gegenstände nicht gar zu sicher wären, und die Musik nicht gleich zu bereichern glaubten, so bald sie etwas in Töne gebracht zu haben scheinen, was kein Mensch sich hätte einfallen lassen, für ein musikalisches Objekt zu halten.

Aristänet über die Fähigkeit einer mimischen Tänzerin aus. *Πολυμνιαν, Αφροδιτην εχουσιν οἱ θεοι. Εκεινας ἡμιν, ὥς εφικτον, ὑποκρινεις ὑπ' αὐτων κοσμουμενη. Ονομασω ῥητορα, προσειπω ζωγραφον· και πραγματα γραφεις, και λογους παντοδαπους ὑποφαινεις, και φυσεως ἀπασης εναργης ὑπαρχεις εικων.* (Die Götter haben ihre Polymnia, ihre Aphrodite. Du, von beiden ausgeschmückt, stellst uns sie beide dar, so weit sie erreichbar sind. Du tanzest nicht: du redest, du malst; das Leben malst du, Handlungen malst du, Gedanken jeder Art machst du dem Auge sichtbar. Die ganze Natur bildest du wie im Spiegel nach.)

Ich wenigstens sehe nicht ein, was z. E. eine Oper bei der Vermählung des Dauphins durch eine Symphonie gewinne, die ein Feuerwerk nachahmt, wie Rameau einmal zur Belustigung des hohen Brautpaars seinen Franzosen ein so erstaunliches Feuerwerk abgebrannt hat. Dafs eine steigende Rakete gewisse Empfindungen veranlassen könne, die musikalischen Ausdruck vertragen, begreife ich; so begreife ich auch, dafs das Steigen der Rakete, da es eine Bewegung ist, eine Reduktion auf gewisse Bewegungen des Herzens, die sich in Töne bringen lassen, verstatte; aber ob das den Virtuosen berechtere, seiner Kunst mit jeder entfernten Wirkung zugleich die Nachahmung jeder wirkenden Ursache anzumuthen, mag Ihr Kenner entscheiden. Keiner Kunst sind feste Schranken, welche man, wenn sie einmal mit reifer Überlegung gesteckt worden, nie überschreiten sollte, so nothwendig, als der Musik. Die Musik hat in den Werkzeugen ihrer

Nachahmung so eine Menge von Mitteln, die alle, wenn man nicht beständig Rücksicht auf die Bestimmung der Kunst nimmt, so leicht kleine Hauptzwecke werden können! Wenn der Eine nur beschäftigt ist, gewisse verborgene Eigenschaften seines Instruments hervorzulocken; der Andre, zu zeigen, auf wie mancherlei Art man die einzelnen Stimmen in einander verwickeln; der Dritte, wie man einen Satz, der nichts sagt, bald so, bald anders vortragen könne; wenn man anfängt, nur das für Kunst zu halten, was die Aufmerksamkeit vom Zweck auf die Mittel hinzieht; wenn der Musikus in beständige Kollision mit der Musik geräth, und dies und jenes zur Hauptabsicht macht, was durch eine Bearbeitung, wozu Talente erfordert werden, höchstens nur nebenher Nachsicht verdient: so kann man schwerlich sagen, daß die Kunst große Schritte zu ihrer Vollkommenheit thue, es sei denn, daß man das Raffinement der Nebenzwecke auch wirklich auf die Errei-

chung des Hauptzwecks anwende. Unser Jahrhundert hat vor dem vorigen, wo nicht Genie, doch unstreitig Geschmack und Untersuchungsgeist voraus: eine kleine Erschütterung würde der Musik vielleicht jetzt mehr als jemals gelegen kommen, um so viel gelegner, wenn die Anmerkung einiger großer Meister wahr ist, daß sie sich ihrem Verfall nähere.

Sie werden mir hier vielleicht vorwerfen, daß ich einen Absprung von meiner Materie thue, indem ich von der musikalischen Nachahmung des Gesanges reden sollte. Allein der Sprung ist nicht so sehr Sprung, als er wohl scheint. Ich weiß nicht, ob die Instrumentalmusik, die wir größtentheils mit unsern Gesängen verbinden, die Theorie des Gesanges nicht gar zu zweideutig gemacht habe. Seitdem man die Worte durch Instrumente unterbrechen, und das musikalische Gemälde durch andre Töne, als die mensch-

lichen, ausführen gelernt, hat sich nicht allein das Feld der sangbaren Nachahmung weit über seine Gränzen ausgebreitet, sondern das Zufällige des Gesanges, die Instrumentalmusik, ist offenbar mehr als zufällig geworden, und wird unvermerkt bald vollends das Wesentliche werden. Man fängt wirklich hin und wieder schon an, die Arie nicht mehr als ein Ganzes, worin der Sänger, von den Instrumenten bloß unterstützt, seine Leidenschaften und musikalischen Ideen ausdrückt, zu betrachten: umgekehrt, der Ausdruck der Leidenschaften wird ein Spielwerk der Instrumente, und die menschliche Stimme dient nur noch, so zu sagen, zum Epigraph instrumentalischer Gemälde. Darmsaiten haben singen gelernt; das ist schon recht: aber der Sänger hat es verlernt; und das ist nicht recht: er will, statt zu singen, deklamiren; ja auch das will er nicht einmal, er will sein stückweises Zuzählen von einem Bisschen Text

für Deklamation gehalten wissen; und das ist schlimmer, als alles übrige.

Der Sänger, höre ich Sie mir zurufen, hat deklamiren gelernt? Wohl uns! Desto besser! Eben das hat uns gefehlt! Worte sind nicht gemacht, um durch eine ungeheure Menge Noten in Gemälde gezerzt zu werden: sie sollen Zeichen unsrer Begriffe seyn; verwandelt man sie in Kolaturen, so sind sie weder das Eine noch das Andre: nicht Zeichen, denn man versteht sie nicht; nicht Gemälde, denn man weifs nicht, was gemalt wird.

So gerade zu mochte ich das Dilemma nicht einräumen. Die Ausübung der besten Meister beweist, daß es an Mitteln nicht fehle, Beides mit einander zu vereinigen. Sie vertheilen den Ausdruck der Empfindung auf die ganze Reihe von Worten, aus denen es zusammengesetzt ist, dergestalt, daß diese Worte zugleich als Zeichen vollkommen deutlich, und als Gemälde vollkommen empfindbar, das ist,

daß sie das werden, was jedes nach seinem Zweck seyn soll und seyn kann, Gesang. Oder wenn sie ein tönendes Wort haben, worauf sie das Gemälde legen wollen, so bemühen sie sich entweder es so zu stellen, daß es aus dem Zusammenhange verständlich wird, oder sie lassen es als Zeichen vorhergehen, ehe sie es als Gemälde vortragen. Mich dünkt also, man könne nicht behaupten, das Wort werde auch da wider seinen Zweck gebraucht, wo doch in der That der Zweck erreicht wird, nämlich, daß der Zuhörer es beides als Zeichen versteht, und als Gemälde empfindet. Und nun möchte ich Ihren Satz so umkehren. Der Sänger will deklamiren, anstatt zu singen? Er thut aber keines von beiden. Er deklamirt nicht: denn jetzt ein halbes Komma, und nach ein Paar Takten, wenn die Instrumente genug gemalt haben, wieder ein halbes Komma, hier ein eingeschobnes Wort, und da eins, und nichts im Grunde

als Randglossen zu einer fremden Musiksprache, heißt das Deklamiren? Auch singt er nicht: denn die Knäuel herreichen, woraus der Weberstuhl nebenan das Zeug macht; heißt das weben? Ich will zugeben, daß eine Arie nicht anders, als Eins aus Zweierlei, ein Gemälde aus Worten und instrumentalischen Klängen zusammengesetzt, beurtheilt werden müsse: aber warum wollen wir denn vergessen, daß auch die menschliche Stimme ein vortrefflich musikalisches Instrument sei, daß Töne unsrer Stimme ein viel unmittelbarer Bild geben, als Töne selbst der sprechendsten Geige, und daß es uns näher angehe zu wissen, was der Mensch fühlt, als was ein Stück Holz fühlt? Die Instrumentalmusik hat eigenthümliche Reizungen genug, als daß es nöthig wäre, ihr zu Gefallen den Gesang zu verdrängen. Sie fasse die zarten Fäden unsrer Leidenschaften auf, und verwickle uns nach und nach in ein Zaubernetz von Tönen, aus dem wir

uns ungern losreißen, wo in künstlichen Entzückungen eine schöne Phantasie die andre verjagt, wo ein Meer von Harmonieen um uns herwallt, und unsre Seele in Empfindungen zerfließt, die ihr namenlos sind.

Nachdem ich hinlänglich gezeigt zu haben glaube, was ich für Gesang halte, so werde ich nicht viele Worte verlieren dürfen, Ihnen zu beweisen, was ich nicht dafür halte. Das beste Recitativ, gesteht sogar Rousseau, der sich so viele Mühe gegeben hat, es gegen die Arie zu vertheidigen, ist das, worin man am wenigsten singt. Es ist lächerlich, Recitiren Singen zu nennen; man spreche entweder wie sichs gebührt, oder singe lieber gar: beides zugleich geht nicht an. Ist die Sprache, worin man sich ausdrücken will, einmal gewählt, so bleibe man dabei; sie mitten in der Rede mit einer neuen vertauschen, was heisst das anders, als deutsch und französisch unter einander stottern? — Sonderbar wie eben der Mann, der itzt so

richtig urtheilt, so wenig Herr über seine Vorurtheile ist, daß er einen Augenblick darauf mit andern Worten schon das Gegentheil behauptet. — Das Recitativ, fährt er fort, muß nur dienen, die Kontextur des Drama zu verbinden, die Arien durch den Kontrast zu verschönern, und der Betäubung vorzubeugen, welche das beständige Geräusch unvermeidlich nach sich ziehen würde. — Wie? Singen und Reden sind zwei verschiedene Sprachen, die sich nicht zusammen vertragen: und nun nimmt sich die eine durch ihre Verbindung mit der andern nur desto besser aus? Wenn es wahr ist, daß eine Reihe von Arien unvermeidlich betäuben muß — Wenn es wahr ist? Allerdings! spricht Rousseau. Eine Oper von lauter Arien würde eine eben so schlimme Wirkung thun, als eine einzelne Arie, die so lang wäre, als eine ganze Oper — das doch wohl nicht! Eine einzelne Arie, die nur Ein Bild, Eine Situation ausmalt, ist doch wohl nie völlig

eben das, was eine Reihe von Arien, wo vielerlei Gemälde und Situationen abwechseln. Aber es sey! Lauter Arie ermüde und betäube uns. Hat denn die Musik, diesem Übel vorzubauen, keine Hülfsmittel in sich selbst? Muß sie darum zu einem ganz fremden Mittel ihre Zuflucht nehmen? Welche andre Kunst des Geschmacks hat sich das jemals erlauben dürfen? Und wo ist die Nothwendigkeit? Giebt es nicht Grade der Nachahmung? Sind alle Empfindungen, die dem Gesange angehören, einerlei Stärke des Ausdrucks, einerlei Klarheit, einerlei Umfanges fähig? Ist der Virtuose nicht Meister seines Stoffs? Kann er seine Partien nicht so anordnen, wie sie sich wechselsweise aufstützen und verschönern? einige durch ein schwaches Licht mildern, andre mit der vollen Fackel des Genies erleuchten? Muß er darum aus seiner Sphäre herausgehen? Giebt es keine Arietten, Cavaten, Ariosen, Stenzen? Giebt es kein *Récita-*

tif obligé, das im eigentlichen Verstande Gesang ist? Giebt es nicht vielleicht noch viele andre Gattungen des Gesanges, an die man nur darum nicht gedacht hat, weil man immer nur einerlei elende Kantenform im Gesicht hatte, wovon man nicht abweichen zu dürfen meinte?

Damit will ich keinesweges das Recitativ verwerfen. Wo, wie in den Trauerspielen der Alten, nicht der Gesang, sondern die Recitation den Ton des Werks bestimmt; wo, wie im gemeinen Leben, ein Lied bloß zufällig gesungen wird; wo Recitiren nur ein tonvolleres Sprechen, nicht, was es niemals seyn kann, durch tonvolleres Sprechen schon Gesang seyn will; wo der Musikus beständig den wesentlichen Unterschied vor Augen hat, der zwischen einer Ideensprache durch Töne, und einer Sprache der Empfindungen durch Tongemälde herrscht; nicht Recitationssylben, in figurirte Gesangssylben, nicht sanft in einander fließende

Tonfolgen der Aussprache in springende, schwebende, hüpfende Modulationen auskünstelt, nicht ein Gemisch von Monogramm und Koloratur für Einheit der Malerei, kein Unding aus verworrenen Tongängen, das weder recht spricht, noch recht singt, für natürliche Melodie der Deklamation ausgiebt; kurz, wo Recitation wirklich die schöne Natur der menschlichen Rede, nicht mehr und nicht weniger, ist: da genieße das Recitativ, bei uns so gut, wie bei den Griechen, aller seiner Rechte, uneingeschränkt. Man mache immerhin Recitative; man mache sogar eine besondere Gattung recitativischer Opern, der die lebhafteste Accentuation der Aussprache, wie sie nur je bei den Griechen oder bei den Chinesern statt findet, zum Grunde liegt: nur mache man aus Recitativ und Gesang kein widersinniges und geschmackloses Ganze. Sie hätten mich wahrlich sehr unrecht verstanden, wenn Sie meinen Widerwillen gegen das Reci-

tativ im Singgedicht mit der tändelhaften Abneigung einiger Dilettanti verwechselten, die allenthalben singen und singen hören wollen, auch wo am wenigsten der Ort dazu ist. Ein gut gearbeitetes Recitativ gilt mir allemal mehr als die klingendste Arie, die nur klingt. Das gute Wort kantabel, das man jetzt so unbescheiden zu mißbrauchen anfängt, das alle Kraft der Instrumentalmusik zu lähmen, und den wenigen Ausdruck, der noch in unsrer Singekunst übrig ist, bald vollends zu entnerven droht, findet an mir einen sehr mäßigen Bewunderer. Ich muß Ihnen sogar unter uns ganz heimlich, (denn wer würde mir so was heutiges Tages vergeben?) Ihnen muß ich gestehen, daß ich ein einziges:

Awful pleasing Being say,

If from Heav'n thou wing'st thy way)*

*) Hoher Unbekannter, sprich,

Trug ein Strahl des Himmels Dich,

Hehren Schwungs, zur Erd' herab?

Sprich! mit Schauer frag' ich Dich!

ein einziges:

*Father of Heav'n, from thy eternal Throne
Look with an Eye of Blessing down *)*

des männlichen, erhabnen, des Deutschen
Händel mit samt seinem unmelodischen
Eigensinne, oder wie man es sonst nennen
will, weit über alles Geklingel der neuern
Italiener setze, was ich kenne. Es ist so
wenig der Mangel an Melodie, was mir
am Opern - Recitativ mißfällt, daß mir
vielmehr die Erniedrigung desselben am

Hat Dich Huld, hat Rache Dich
Im Sturm der Luft herabgesandt?
Sieh, mit Schauer frag' ich Dich!

*) Vater! und Herr!

Von Deiner Himmel Thron,
Allgütigster, blick' mild herab!
Anbetend knien wir hin vor Dir;
Nimm, Vater, unser Opfer an!
Mit frommem Schauder nah'n wir Dir,
Und vom Altar flammt Opferdank;
Und auf zu Deinem Throne steigt,
Allgütigster! der Hochgesang.

meisten nahe geht, da man es erst für eine Art von Gesinge verkaufen zu müssen glaubt, wenn es Liebhaber finden soll.

Wir rühmen uns, und wie es scheint, nicht ohne Grund, den bessern italienischen Geschmack in der Singkomposition geschaffen zu haben. Sollte es denn wohl einer so schöpferischen Nation, als die Deutsche, (und sie ist es gewifs, sogar in hohem Grade, der Deutschen Nachahmer ungeachtet), sollte es der wohl würdig seyn, die offenbar schlechte Einrichtung des Hauptwerks der Musik blofs darum beizubehalten, weil sie so und nicht anders aus den alten Madrigalen der Franzosen und Italiener entstanden ist. Welch ein Werk könnte die Oper seyn! welch ein Werk, wenn man sich gleich Anfangs um die Franzosen und Italiener, und ihre alten Madrigale, und ihre gothischen Begriffe unbekümmert gelassen hätte! welch ein Werk, wenn man noch jetzt die eigenthümliche Welt der Oper, (ich meine hier

weder Götter, noch Feen, noch Sylphen,
noch Zauberer, ich meine die Welt einer
edlen und der Gottheit würdigen Imagina-
tion), so zu nutzen versuchte, als schon
das blofse Ideal derselben die brüderlichen
Genien der Dichtkunst und der Tonkunst
dazu einladet.

188
5

SCHREIBEN EINES FREUNDES

DURCH DEN

VORSTEHENDEN AUFSATZ VERANLASST.

Sie verlangen, mein Werthester, von mir Bemerkungen und Zusätze zu dem, was Sie vor fünf und vierzig Jahren über die schlechte Einrichtung des italiänischen Singgedichts schrieben. Es ist Ihnen gleich, — sagen Sie — ob diese Bemerkungen mit den Ihrigen übereinstimmen, dafern nur Wahrheit dadurch gefördert wird. Ich will zu mehrerer Erläuterung des Gegenstandes versuchen, was ich vermag, zufrieden, wenn es auch nur Ihren Beifall erhält.

In der Hauptsache bin ich mit Ihnen völlig einverstanden, daß in den italiänischen Opern die gewöhnlichen Arien mit Ritornellen und Wiederholungen des ersten Satzes und das bloß sprechende oder plaudernde Recitativ heterogene Theile sind, die eine schlechte Komposition ausmachen. Eine andere Frage aber ist, ob diese heterogenen Theile, die doch immer, wie aus dem Nachfolgenden erhellen wird, etwas homogenes an sich tragen, wenn letzteres insonderheit mehr hervorgehoben wird, nicht zu einem schönen Ganzen verbunden werden können. Gluck hat, seitdem Sie jenes schrieben, treffliche Proben von einer solchen bessern Vereinigung der erwähnten verschiedenen Musikformen gemacht, die vielleicht noch vollkommener ausgefallen seyn und bei einigen schätzbaren Musikkennern im Einzelnen weniger Tadel gefunden haben würden, wenn Gluck mit seinem richtigen Gefühl und seinem Kunst - Geschmack tiefere Kenntnifs der

Harmonie, die seiner Erfindungskraft mehr Nahrung gegeben haben würde, verbunden hätte. Doch! ich muß mich näher erklären, und etwas weiter ausholen, um mich verständlicher zu machen.

Gesang in allgemeiner Bedeutung unterscheidet sich von Rede durch die völlige Bestimmtheit der Töne, durch das Einerschreiten der Stimme in festen, nach einem gewissen System oder Klanggeschlechte abgemessenen Tonpunkten. In der Rede giebt es zwar, so wie im Gesange hohe und tiefe Töne; allein die Töne der Rede haben keine festen Punkte, sind unbestimmt und schwankend, es werden so viele Tonpunkte kurz nach einander berührt, daß das Ohr sich darüber verwirret und selbst nicht bemerkt, in welcher Region der Tonleiter sich der Redende befindet. Im Gesange dürfen keine andere Töne zum Gehör kommen, als die nach einem gewissen System abgemessenen; dazwischen liegende Tonpunkte werden in der Regel nicht

geduldet, sondern als unrein verworfen; nur in Ansehung des Schleifens oder Hinübergleitens von einem Tonpunkte zum nächsten durch die unendliche Reihe der Zwischentöne, wobei jedoch auf keinem Punkte angehalten werden darf, findet, wenn es zur rechten Zeit angebracht, nicht gemißbraucht und der Vortrag nicht zum Geheule wird, eine Ausnahme statt: Un erklärbar ist es, daß Sulzer, der in seiner Theorie der schönen Künste Manches so trefflich entwickelt hat, im Artikel: *Gesang*, hat sagen können: es sei nichts leichters, als den Unterschied zwischen Gesang und Rede zu fühlen, gleichwohl sehr schwer, ihn zu beschreiben. Dieser Unterschied liegt offenbar in nichts anderem, als in der Bestimmtheit und Unbestimmtheit der Sprachtöne, oder, wenn man lieber will, in ihrer Mefsbarkeit und Unmefsbarkeit gegen einander. *) Daß

*) Wie Töne gegen einander gemessen werden

hier nicht vom rhythmischen Messen nach Zeit - Länge und Kürze, sondern vom musikalischen nach Höhe und Tiefe der Töne *) die Rede sei, wird jeder begreifen.

können, kann einem jeden, der es noch nicht weiß, durch ein Monochord anschaulich gemacht werden.

*) Man könnte das erste das Zeitmaß, und das andere das Raummaß der Töne nennen, da die Töne und ihr Verhältniß gegen einander auf dem Monochord einen Raum einnehmen. Jeder Tonpunkt für sich, hat sonst, wie ein mathematischer Punkt keinen Raum, sondern nur einen Ort im Raume. Schon Euklides beschrieb den Ton als einen des (musikalischen) Systems fähigen Ort der Stimme ohne Breite. Eine Breite kann ein Ton nicht haben, weil er sonst andere Tonpunkte mit berühren und solchergestalt aufhören würde, derselbe Punkt zu seyn. Die beiden übrigen Dimensionen des Tons dachte sich Euklides wahrscheinlich so. Man legt dem Ton wegen seiner Ausdehnung eine Länge, und wegen seines Verhältnisses mit andern Tönen eine Höhe oder Tiefe bei. Jene Dimension gehört aber lediglich zum Zeitmaße, und diese zum Raummaße, nicht des einzelnen Tones, sondern des Verhältnisses mehrerer Töne. Wenn von einem

Ein Ton, der keinen festen Punkt hat, kann nicht gegen einen andern gemessen, das heisst sein Verhältniss zu andern Tönen kann nicht bestimmt werden. In der Rede laufen die Töne so durch einander, dass fast nie, oder doch gar selten, auch dann noch undeutlich, ein fester Punkt wahrzunehmen ist, worauf der Ton ruhet, und der im Einklange mit einem gewissen musikalischen Ton stehet. Wenn aber auch in der Rede mehrere solcher Töne vorkommen, so wird sie dadurch, besonders wenn diese Töne eine gewisse Ausdehnung bekommen, zwar singend (dem Gesange ähnlich) aber nicht zum Gesange; denn hierzu wird noch besonders erfordert, dass diese Töne in Verbindung mit einander ein dem Ohre gefälliges nach einem Tonpunkte die Rede ist, so denkt man nur an den Ort, den er in dem Raum-, oder Linear-Verhältnisse aller möglichen Töne auf dem Monochord einnimmt; wobei man dann nur mit Einer Dimension zu thun hat.

gewissen System geordnetes Verhältniß unter sich haben. So viel vom Gesange im allgemeinen Sinn und dessen Unterschiede von der Rede.

In besonderer Bedeutung, wenn nur von musikalischen Tönen die Rede ist, unterscheidet man mit Recht Singen und musikalisches Sprechen oder Recitiren, und man nennt daher ein Recitativ, in so fern es eine bloße Übersetzung der gewöhnlichen unmusikalischen Rede in eine musikalische ist, nicht Gesang. Nur wenn das Recitativ nicht mit eben der Geschwindigkeit, als die gewöhnliche Rede, vorgelesen wird, wenn es sich zum leidenschaftlichen Ausdruck, zur Sprache der Empfindung erhebt, und aus dieser Ursache die Töne mehr gedehnt und in die Länge gezogen, oder wenn zu einzelnen Silben mehrere Töne gebraucht werden, nähert es sich dem Gesange und wird Gesang. Sonach besteht die Eigenschaft des Gesanges im Gegensatz mit einem bloßen unlei-

denschaftlichen Recitativ in der Ausdehnung der Wort-Silben über die Gränzen der gewöhnlichen Rede, durch Verlängerung ihrer Tonzeit vermittelt der Anhaltung einzelner oder einer Folge mehrerer Töne.

Von den Eigenschaften des Gesanges ist aber der Zweck des Singens, oder der Grund, warum gesungen wird, zu unterscheiden. Dieser kann kein anderer seyn, als mit den Worten, die an und für sich nur Bezeichnungen der Begriffe sind, einen Ausdruck der Empfindung zu verbinden, oder sie singend so vorzutragen, daß zugleich mit ihnen unsere Empfindungen herausströmen, selbige also, wie Sie so schön und richtig sagen, in Tongemälde der Empfindung zu verwandeln. Die gewöhnliche Rede vermag dieß schon, besonders wenn sie mit einer sonoren und modulirenden oder dem Gesange sich nähernden Stimme vorgetragen wird, in etwas, doch bei weitem nicht so stark und so herz-

rührend, als die musikalische. Zu den Tongemälden der Empfindungen sind aber nicht bloß musikalische Äußerungen gewisser innerer Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu zählen, sondern auch musikalische Darstellungen äußerer sichtbarer oder hörbarer Gegenstände, in so fern sie auf unsere Empfindungen wirken. Solche musikalische Malereien, wie man sie gewöhnlich nennt, um sie von unmittelbaren Ausdrücken innerer Empfindungen zu unterscheiden, müssen jedoch von der Art seyn, daß sie fähig sind, die Einbildungskraft mit dem Bilde des Äußern zu beschäftigen und so eine gewisse Stimmung des Gemüths, ein mit der Gemüthsbewegung, in welches das Anschauen oder Anhören des Äußern zu versetzen pflegt, sympathisirendes Gefühl hervorzubringen. Wie dieses zu machen sei, haben mit richtigem Gefühl und Geschmack begabte Meister der Tonkunst wohl gewußt, andere sind bei ihrer Bemühung, so etwas zu

wirken, in Spielereien und ungereimte Nachahmungen gerathen. In dem von Luther selbst gesetzten Choral zu seinem Liede: Vom Himmel hoch u. s. w. wird durch blofs melodische Choraltöne die Einbildungskraft mit dem Bilde eines himmlischen Boten, der mit einer Herolds-Stimme die grofse neue Mähr verkündigt, erfüllet, welches jeder, der nur einige Empfänglichkeit für einfache Schönheiten der Musik besitzt, und dessen Gefühl nicht durch neue Künsteleien verdorben ist, leicht zugeben wird.

Ausdruck der Empfindung, wie er durch blofses Sprechen nicht erreicht wird, ist demnach ohne alle Widerrede Hauptzweck der Musik. Nebenzweck ist Belustigung des Gehörsinns durch reine mannichfaltige Harmonieen, schöne melodische Gränzen und gut gewählte Rhythmen: dieser Nebenzweck mufs aber dem Hauptzweck nicht entgegen stehen, sondern vielmehr ihn dadurch, dafs er die Aufmerk-

samkeit des Hörenden erregt und unterhält, unterstützen. Darin fehlen so manche Tonsetzer, daß sie diesen untergeordneten Zweck zum Hauptzwecke machen. Wenn ihnen auch deßfalls von der Menge Beifall zuströmt: so kann doch eine gesunde Kritik nicht mit zustimmen.

Ob unsere heutige harmonische Musik die Eigenschaft besitze, Empfindungen und Gemüthsbewegungen so deutlich sprechen zu lassen, wie die ältere bloß melodische, darüber kann noch viel gestritten werden, ehe sich etwas gewisses ausmachen läßt. Von der Musik der Griechen wissen wir zu wenig, wenn uns gleich ihre Bestandtheile umständlich genug beschrieben sind. Indessen müssen wir nach den Zeugnissen so mancher Schriftsteller glauben, daß sie von erstaunender Wirkung gewesen seyn müsse. Aus dem, was von musikalischen Schriftstellern uns überliefert worden, läßt es sich freilich schwer beurtheilen, wie dieses möglich gewesen seyn könne. An

dem, was wir jetzt Harmonie nennen, und eigentlich, um es mit dem, was die Alten so nannten, nicht zu verwechseln, Kontrapunkt nennen sollten, hat es ihnen gänzlich gefehlt. Ihre Harmonie bestand in einem, nicht wie die unsrige nach Oktaven-, sondern nach Quarten-Folgen oder Tetrachorden geordneten musikalischen System, wonach konsonirende und dissonirende Intervalle nicht harmonisch oder gleichzeitig, sondern bloß melodisch mit einander durchwebt waren. Von den vier Tönen eines Tetrachords waren bei den Griechen der erste und vierte, die das Verhältniß einer reinen Quarte hatten, konsonirend und blieben in jedem Klanggeschlechte, dem enharmonischen, chromatischen und diatonischen, (wovon uns nur das mit chromatischen Tönen untermischte diatonische übrig geblieben ist) auf derselben Stelle; sie hießen daher unbeweglich. Die dazwischen liegenden beiden Töne veränderten sich nach der Verschiedenheit des Klang-

geschlechts, und wurden daher beweglich genannt. Zu den konsonirenden Intervallen gehörten bei den Griechen die Quarte, Quinte und Oktave und die oberhalb der Oktave liegenden gleichen Tonverhältnisse. Ohne solche konsonirende Intervalle, welche die dissonirenden Töne, wie das noch in unserer heutigen Tonleiter der Fall ist, begränzen, und in welche nach unserm kontrapunktischen System alle Dissonanzen aufgelöset werden müssen, wäre keine Melodie möglich gewesen. Es wird daher begreiflich, wie die Alten kon- und dissonirende Töne unterschieden und doch vom Kontrapunkt oder der gleichzeitigen Vereinigung der Töne keinen Gebrauch machten. Sonderbar ist es freilich, daß die Griechen alle Tonverhältnisse, die innerhalb der Quarte lagen, mithin auch die große Terz (*ditonum*), und die kleine Terz (*triemitonum*) für dissonirend gehalten haben. *) Indessen läßt es sich aus

*) „Wir moduliren durch viele Intervalle, sagt

ihrem Tonsystem gar wohl erklären, weil darin nur an eine zweckmäßige Folge, keinesweges aber an einen Zusammenklang verschiedener Tonpunkte, an das, was wir jetzt Harmonie nennen, gedacht ward; denn wenn in den Chören Männer-Stimmen im Einklange und Weiber-Stimmen in Oktaven sich hören ließen; so war dieß eine bloße Folge zusammenstimmen-der gleichartiger Töne, was wir jetzt *Unisono* nennen. Dafs die Musik der Griechen, des Mangels unserer Harmonie oder des Kontrapunkts ungeachtet, reicher an Mitteln, als die unsrige, gewesen seyn müsse, um Empfindungen auszudrücken, läßt sich aus der größern Menge der Tonpunkte, wovon sie nach Verschiedenheit der drei Klanggeschlechter und der Oktaven-Formen, oder Gattungen, wor-

Aristoxen, die kleiner sind, als die Quarte; sie sind aber alle dissonirend.“ Euklid rechnet die grofse und kleine Terze ausdrücklich zu den Dissonanzen.

aus sich dreizehn bis funfzehn Tonarten bildeten, *) aus den Mutationen, wodurch

*) Dafs die Tonarten der Alten nicht blofs, wie einige glauben, durch Höhe und Tiefe unterschieden waren, welches in ihrer Wirkung keine Veränderung gemacht haben würde, sondern dafs sie sich wirklich durch die Oktaven-Forme bildeten, dürfte wohl, besonders nach dem, was wir beim Aristides S. 17 und 18 der Meibomischen Ausgabe lesen, kaum einem Zweifel unterworfen seyn. Hier wird ausdrücklich gesagt, dafs die ältern Musiker die daselbst benannten sieben Tonarten mit einem von den sieben Tönen in der Oktave des diatonischen Klanggeschlechts angefangen haben. Einen noch stärkern Beweifs, der allen Zweifel aufhebt, giebt uns Euklid beim Meibom S. 15, wenn er die Oktave von unserm H zum h mipolydisch, die von C zu c lydisch, die von D zu d phrygisch, die von E zu e dorisch, die von F zu f hypolidisch, die von G zu g hypophrygisch, und die von A zu a hypodorisch nennt. Was die Oktaven-Formen, welche aus der verschiedenen Lage der beiden halben Töne in jedem Oktaven-Umfange entstanden, für melodische Veränderungen hervorgebracht haben, kann man noch jetzt gewahr werden, wenn man die durch

sie zuweilen von einem Klanggeschlecht in das andere, von einer Tonart in die die veränderte Lage jener halben Töne verschiedene Tonreihe der Oktaven des diatonischen Klanggeschlechts durchsingt, wenn man nämlich von C zu c, von D zu d u. s. w. singt, ohne die sogenannten halben oder chromatischen Töne Cis, Dis u. s. f. zu berühren. Jede dieser sieben Oktaven-Formen hat ihren besondern melodischen Charakter, wie es schon die auf ähnliche Weise gebildeten drei Quartan-, vier Quinten- und fünf Septen-Formen haben. Wahrscheinlich hatte die Musik der Griechen, so wie unsre neuere, einen Hauptton, womit man anfang und schloß, und das Verhältniß, worin dieser Hauptton, der die Oktaven-Form angab, zu den übrigen Tönen in den drei Klanggeschlechtern stand, brachte die große Verschiedenheit in den melodischen Gängen jeder Tonart zu Wege. Im chromatischen und enharmonischen Klanggeschlechte trat das sogenannte Dichte, womit man die drei ersten nahe an einander liegenden Töne eines Tetrachords benannte, an die Stelle der halben Töne im diatonischen Geschlechte. Daß die Tonarten der Griechen durch die Oktaven-Formen bestimmt worden seien, geben auch die auf ganz ähnliche Art gebildeten zwölf Tonarten der neuern

andere übergangen, aus der genauen Verwebung ihrer sogenannten Harmonik mit der metrischen oder rhytmischen Bewegungskunst, nämlich mit der Verskunst, womit auch zuweilen die Tonkunst verbunden ward, wohl vermuthen. Nachempfinden würden wir aber den Griechen schwerlich können, wenn auch ein Timotheus aus dem Grabe aufstände und alle ehemalige Schönheiten seiner Kunst vor uns entwikelte, „für uns, würden wir ihm sagen, ist deine Kunst nicht mehr, die Viertels- und Drittels-Töne zum Gehör bringt, und sogar in der Ausübung einen Drei-Viertels-Ton in zwei gleiche Hälften zu theilen weifs. *) Unser Fassungs-Vermögen

Zeiten zu erkennen, die gewifs aus dem diatonischen Klanggeschlechte der Griechen abstammen, wiewohl sich diese Abstammung, wegen der großen Verschiedenheit in den Benennungen der griechischen Tonarten, durch keinen Stammbaum darthun läßt.

*) Dafs das Letztere wirklich in einer von den drei Arten des chromatischen Klanggeschlechts der

übersteigt dieß, die metrischen und rhythmischen Schönheiten eures mit der Tonkunst innigst verwebten Versbaues, den musikalisch vollkommenen Vortrag der Buchstaben, Silben, Wörter und Redensarten

Fall war, ist aus den musikalischen Schriftstellern der Alten zu ersehen. Hieraus scheint zu erhellen, daß die Griechen, um solche Tonpunkte deutlich wahrzunehmen, ein weit feineres und gebildeteres Ohr gehabt haben müssen, als das unsrige: und warum sollte man dieß auch nicht annehmen können, da Angewöhnung und Übung sehr viel vermag, welches wir an unsern Stimmern wahrnehmen, welche den Unterschied zwischen einer reinen und unterschwebenden Quinte, der einen so ungemein kleinen Theil des Tons ausmacht, daß er bei der Ausübung eines Tonstück's gar nicht bemerkt wird, fühlen müssen, um die Temperatur eines Instruments gleich schwebend zu machen. Erinnert braucht hier wohl kaum zu werden, daß in unserer Sprache das Wort Ton in dreierlei Bedeutung, nämlich als Tonpunkt, als Ton-Intervall und als Tonart vorkommt. Die zweite Bedeutung findet statt, wenn von halben Viertels- und Drittels-Tönen die Rede ist.

eurer Sprache können wir nicht so fühlen, wie ihr. Gewiß gehören ehemalige griechische Sitten unter einem griechischen Himmel, genaue Kenntniß der griechischen Sprache, Angewöhnung, lange Übung, und was das allerschwerste seyn wird, eine völlige Entwöhnung von dem, was das kontrapunktische System der neuen Musik in uns gepflanzt hat, dazu, um deine Kunst völlig zu verstehen und unsere Empfindungen dadurch beherrschen zu lassen.“ In der That sind wir schon durch unser itziges harmonisches Musik - System zu verwöhnt, als daß wir einen Tonpunkt, der nicht in dieses System hineinpafst, für musikalisch halten könnten. Unser Kontrapunkt *) hat die alten Tonarten, auch

*) Für Unkundige darf es nur gesagt werden, daß darunter die gleichzeitige Vereinigung verschiedener Töne und melodischer Gänge, das, was man jetzt Harmonie nennt, zu verstehen ist, welche deßwegen Kontrapunkt heißt, weil die musikalischen Noten seit Guido Aretins Zeit durch

selbst die zwölf, welche noch im siebzehnten Jahrhundert üblich waren und gewissermaßen als Überbleibsel der griechischen Musik angesehen werden können, dergestalt verdrängt, daß man jetzt die verschiedenen Wirkungen, welche man ehemals diesen nunmehr kaum den Namen nach bekannten Tonarten zuschrieb, und die selbst unser Luther fühlte, wie aus seinen Äußerungen erhellet *), für leere

bloße Punkte auf und zwischen Linien angedeutet wurden; daher das Hinzufügen von Noten unterhalb oder oberhalb eines musikalischen Satzes Kontrapunktiren genannt ward.

*) Was Luther für ein gefühlvoller Kenner und Liebhaber der Musik war, beschreibt uns der zu seiner Zeit lebende Kapellmeister Johann Walther, dessen Schrift Michael Prätorius dem zweiten Theil seines *sintagmatis musici* beigefügt hat: „Er habe,“ sagt derselbe, „manche liebe Stunde mit Luthern gesungen, und oftmals gesehen, wie der theure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geiste ward, daß er des Singens schier nicht konnte müde und satt werden;“ und weiterhin: „Luther

Einbildung hält. So wandelt sich in der Welt Alles, auch unsere

habe mit ihm und dem Sangmeister Konrad Rupff von den Choral-Noten und Art der acht Töne (welche Kirchentöne genannt wurden, und so lange, bis noch vier Tonarten hinzukamen, allein gebräuchlich waren,) Unterredung gehalten, und habe er von ihm selbst die Choral-Noten *octavi toni* der Epistel zugeeignet, und *sextum tonum* dem Evangelio zugeordnet, und also gesprochen: Christus ist ein freundlicher Herr und seine Reden sind lieblich, darum wollen wir *sextum tonum* zum Evangelio nehmen, und weil St. Paulus ein ernster Apostel ist, wollen wir *octavum tonum* zur Epistel nehmen. Luther habe auch die Noten zu den Episteln und Evangelien selbst gemacht, ihm vorgesungen und sein Bedenken darüber hören wollen.“ — Wer kann noch jetzt das Charakteristische der zwölf Tonarten, das in ältern musikalischen Lehrbüchern bezeichnet wird, fassen und fühlen? Wer wollte aber alles für bloße Einbildung erklären, was unserer verwöhnten Fassungskraft nicht gemäß ist? Unser Kontrapunkt hat sicher die Aufmerksamkeit auf die in der verschiedenen Lage des *mi fa*, oder der beiden halben

individuelle sowohl als die ganzen Völkern gemeinsame Empfindungs-Weise, gleich dem Modegeschmack, und so reißt der Strom der Zeit ehemals hochgeachtete und tief gefühlte Schönheiten der Kunst mit hinweg.

Denken Sie aber ja nicht, daß ich in der Vermuthung, der unmittelbar auf die Empfindung wirkende, bloß melodische Gesang könne wohl durch die Störungen des Kontrapunkts von seiner Stärke und Kraft etwas verloren haben, den Kontrapunkt geringschätze oder gar ihn mit Rousseau für eine gothische und barbarische Erfin-

Töne einer Oktave gegen den Hauptton sich gründenden melodischen Eigenschaften jener zwölf Tonarten, welche schon üblich waren, ehe an Kontrapunktiren gedacht ward, unterdrückt, und unser Gefühl dafür abgestumpft. In mancher Hinsicht würde es unsern heutigen Kontrapunktisten sehr nützlich seyn, wenn sie sich mit diesen alten Tonarten genau bekannt machten.

dung halte. Sicher hat der Kontrapunkt die Musik mit neuen Schönheiten bereichert, wovon die Alten nichts wußten. Er hat etwas Großes, Erhabenes und auf unsere Empfindungen stark Wirkendes anderer Art in die Musik hinein gebracht, welches durch bloße Melodie nicht erreicht werden konnte: dieß besteht in dem viestimmigen Gesange, wenn nämlich von Mehreren zu gleicher Zeit verschiedene melodische Sätze, die nicht im Einklange stehen, gleichsam mit aller Freiheit und ohne anscheinende Rücksicht auf den Mitsingenden vorgetragen und doch alle die verschiedenen Stimmen, als geschähe es von selbst, durch Harmonie mit einander vereinigt werden. Da bei allem, was in der Welt gut, edel und schön heißt, eine gewisse Vereinigung des Mannichfaltigen zum Grunde liegt, da kein Kunstwerk ohne eine solche Einheit des Mannichfaltigen schön genannt werden kann: so muß eine für den Sinn des Gehörs durch die

Kunst bewirkte Vereinigung vieler verschiedener Stimmen, wenn anders zweckmäfsig damit verfahren wird, nothwendig mit zu den gröfsten Kunstwerken zu zählen seyn. Zweckmäfsig wird nur dann verfahren, wenn keine Stimme die andere verdunkelt, sondern alle zu dem, was auf die Empfindung gewirkt werden soll, mit der gehörigen Deutlichkeit, ohne sich in einander zu verwirren, beitragen: diefs kann vornämlich nur durch Tonsetzer von Genie erreicht werden, die es verstehen, einen zweckmäfsig erfundenen musikalischen Satz, oder ein Thema nach den Regeln der Kunst zu bearbeiten, und dadurch Einheit in die Vielstimmigkeit zu bringen, die den Mangel dieser Fähigkeit nicht durch eine geschmack- und kunstlose Zusammensetzung unähnlicher Melodien, wovon jede für sich die Aufmerksamkeit erregt, und dadurch den Eindruck des Ganzen hindert, zu ersetzen suchen; die, wie die Händel, die Bache, die Graune und

andere groſſe Tonkünſtler es waren, zugleich mit den Künſten des Kontrapunkts, den kanoniſchen Nachahmungen, den harmoniſchen und melodischen Umkehrungen u. ſ. w. völlig vertraut und darin geübt ſind. Es gereicht gewifs nicht zur Aufnahme der Muſik, daſſ man zu unſern Zeiten dieſer Künſte, als wären es bloß ſchwere und unnütze Künſteleien, entbehren zu können glaubt, und es für hinreichend hält, was in der That auch viel leichter iſt, wenn man ſeine Zuhörer durch nach Willkühr in einander verwebte Melodieen, ſie mögen ſich zu einander ſchicken oder nicht, beluſtigt, und einen harmoniſchen Wirwarr von Tönen ohne Zweck und Einheit zuſammen bringt, woran nur allenfalls derjenige, der an dem Vortrage mit Theil nimmt, und ſeine Geſchicklichkeit zeigen kann, Vergnügen findet, der Zuhörer aber kalt bleibt, der etwas nicht bloß fürs Ohr, ſondern auch für ſeine Empfindungen haben will, der ein ſchönes,

nach einem gewissen Thema geordnetes, auf Ausdruck der Empfindungen berechnetes, von allen nicht dahin abzielenden Tönen und Melodien, wären sie auch noch so schön klingend, befreietes Ganze liebt.

Doch ich lenke wieder auf unsere Materie ein, wiewohl meine Abschweifung nicht so groß seyn möchte, als sie vielleicht scheint.

Völlig mit Ihnen einverstanden, daß das ohne alle Empfindung und Leidenschaft bloß musikalisch-sprechende italiänische Recitativ nie einigen Werth haben kann, weil es dem Zwecke des Singens gar nicht zusagt, spreche ich mit Ihnen das Verbannungsurtheil darüber aus. Dann verlange ich aber auch, daß der Verfasser eines Sing-Gedichts ohne Unterlaß für einen Stoff Sorge trage, der geschickt ist, durch musikalische Töne verstärkt, auf die Empfindung zu wirken. Wie dieß zu machen sei, hängt von dem Genius, der Erfindungskraft und der Musikkennntniß

des Dichters ab. Sehr schwer dürfte es doch wohl nicht seyn, so etwas zu leisten; auch würde es gewiß nicht schaden, wenn Opern dadurch kürzer würden, als sie gewöhnlich sind. Es ist immer besser, eine kurze Oper zu hören, als eine, die durch ihre Länge das Gehör ermüdet und die Empfindung abstumpft, oder eine, worin bald natürlich gesprochen, oder musikalisch geplaudert, und bald gesungen, wo man also bald von der wirklichen Welt in eine singende hinein, und von dieser wieder in jene zurück gestossen wird. Dergleichen widersinnige Kunstwerke können vor dem Richterstuhl einer gesunden Kritik nicht bestehen. Gewissermaßen gehört auch das von Rousseau erfundene Melodram dahin, worin G. Benda durch die Ariadne und durch die Medea so viel leistete: denn obgleich hier nicht mit Sprechen und Singen abgewechselt wird, sondern der Sprache der Empfindung oder der leidenschaftlichen Rede, kurze hierauf

sich beziehende musikalische Sätze gleichsam als Nachklänge der geäußerten Gefühle folgen, so sind doch sprechende Deklamation und Musik ganz heterogene Dinge, es fehlt an einem Vereinigungspunkte; die Aufmerksamkeit des Zuhörers wird getheilt, indem sie bald auf die Kunst des Deklamirenden, bald auf die Kunst der Musik Acht zu haben genöthigt, mithin nicht, wie es doch seyn sollte, an einen und denselben Gegenstand gefesselt wird. Emanuel Bach, von dem man wegen seiner großen Gewandtheit in der Harmonie und in der Modulation etwas ganz Vorzügliches in diesem Fache hätte erwarten können, urtheilte eben so, und war daher nicht zu bewegen, eine ähnliche Arbeit zu unternehmen. Was bedarf auch die Musik einer solchen verkehrten Anwendung? Unsre beiden Tonarten, die uns übrig geblieben sind, haben noch Töne und Intervalle genug, um durch eine empfindungsvolle musikalische Sprache

das Herz zu rühren, wenn nur der Komponist, wie es oft bei sonst sehr geschätzten Männern nicht der Fall ist, gut zu deklamiren weifs, wenn er nämlich die Wort- und Rede-Accente in völlig entsprechende und sie hebende Töne und Tonbewegungen einzukleiden, wenn er zu diesem gut zu moduliren und, wie das nicht selten die Kraft des Ausdrucks erfordert, nach dem Beispiele gröfser Meister von einem Ton in den andern geschickt, und ohne dem Ohre wehe zu thun, überzugehen versteht. Dann mufs er aber darauf Verzicht thun, durch blofs gewöhnlichen Singsang und geräuschvolle, die Stimme des Singenden tödtende musikalische Begleitung die Menge anzulocken, mithin sich eines Beifalls zu erfreuen, den er sich selbst als wahrer Künstler nicht geben kann. Um etwas Neues der Kunst Würdiges zu leisten, giebt es gewifs noch viele Wege, vorzüglich auch im Rhythmischen, die noch nicht benutzt worden. So wie

in der Musik manches Schöne und Gute aus der Mode gekommen, das man nie vergessen sollte: so liegt auch in ältern Tonstücken, welche die Überschrift von Tänzen führen, wovon man jetzt kaum den Namen, viel weniger die Bewegung kennt, noch ein rhythmischer Stoff, der vielleicht manchem Komponisten zur Bereicherung der Erfindungskraft dienen könnte. Indessen muß es dem kunst- talent- und gefühlvollen Tonsetzer ganz allein überlassen werden, woher er seinen Stoff nehmen, und wie er ihn bilden will, um die beabsichtigten Wirkungen hervor zu bringen. Besondere Vorschriften möchten eher schädlich als nützlich seyn, und nur von neuen noch unentdeckten Wegen zurückhalten. Statt derselben dürfte es für Tonsetzer nicht allein, sondern auch für Kunstliebende überhaupt zur Bildung des Geschmacks sehr nützlich seyn, wenn es Jemand unternehmen wollte, eine kritische Beispiel - Sammlung derjenigen Gesänge

oder auch einzelnen Gesang-Stellen alter und neuer Zeiten zu veranstalten, worin besonders wahr und vorzüglich der Ton der Empfindung getroffen ist. Solche Beispiele, welche mehr nützen, als alle Vorschriften, könnten dann nach den Empfindungen, die darin ausgedrückt worden sind, geordnet werden. Der Empfindungen und der innern Seelen-Zustände, die sich durch Töne und Bewegungen äußern, und also musikalisch dargestellt werden können, giebt es gewiss eine Menge. Um sie aber darzustellen, sind, wie Sie so richtig bemerken, Worte als Resultate ehemaliger Empfindungen, wenn sie diese Empfindungen auch noch so schön beschreiben und mit Bildern oder Gleichnissen ausmalen, nicht hinreichend, sondern die Worte müssen so gestellet und geordnet seyn, daß zugleich etwas von dem Resultirenden aus der Seele heraus strömet. Der Singende muß, wenn er singen soll, gewissermaßen in Handlung

gesetzt werden, seine innern Gefühle müssen sich aussprechen, er muß sie nicht bloß durch Worte malen und beschreiben, denn sonst wirkt er nur auf den Verstand und läßt das Herz leer. In der Regel sind nur diejenigen Gedichte musikalisch, die, wenn sie gut gelesen werden, nicht anders, als mit modulirenden Tönen der Empfindung, gelesen werden können, oder worin sich an die Darstellung des Inhalts eine gewisse Gemüthsstimmung, die durch den musikalischen Ausdruck erhöht und verstärkt werden kann, unmittelbar anknüpft *) Es giebt freilich Ausnahmen,

*) Zur erstern Klasse gehören, nach meinem Urtheile, unter vielen andern z. B. der von Emanuel Bach, mit einem Ausdrücke des Großen und Erhabnen, worin ihn und Händel noch fast Niemand übertroffen hat, so herrlich in Musik gesetzte Cramersche Psalm: Wer ist so würdig, als Du? manche Lob-, Dank- und andere Gesänge unserer Kirche; das Kleistische Lied: Sie fliehet fort u. s. w. das Göthesche: Ach wer bringt die

besonders im Komischen; die Musik muß aber doch immer im Stande seyn, zu dem richtigen Ausdrucke desjenigen, was gesungen werden soll, ihren Beitrag zu leisten, um es dadurch eindringlicher zu machen; sonst ist es ein bloßes Gesänge ohne Zweck, das höchstens nur das Ohr belustigen kann. Dafs in einem Gesange der Ton der Empfindung im Ganzen richtig getroffen wird, hängt von dem Genie, dem richtigen Gefühl und der Erfindungs-

schönen Stunden u. s. w., und die von Mozart so vortrefflich gesetzte Arie der Zauberflöte: Ach ich fühl's sie ist verschwunden u. s. w., die gemeiniglich, vielleicht eben ihrer Schönheit wegen, und weil man jetzt beim Singen nicht mehr fühlen will, weggelassen wird. Zur letztern Klasse rechne ich das auch von Mozart, mit richtigem Ausdruck des Sanften, Ruhigen und Zufriednen komponirte Weissesche Lied: Wie sanft, wie ruhig fühl ich hier u. s. w. Eine mit Kritik und Geschmack unternommene Hinweisung auf mehrere solcher gelungenen Gesangstücke würde der Kunst sehr zuträglich seyn.

kraft des Komponisten ab, der deßfalls durch tiefes Studium seiner Kunst sich mit hinreichendem musikalischen Stoffe versehen muß; daß aber die Wort- und Rede - Accente richtig in Tönen ausgedrückt werden, ohne doch die Empfindung des Ganzen zu stören, hängt lediglich davon ab, daß der Komponist sowohl als der Sänger richtig zu deklamiren verstehen. Der Musiker kann hier von dem Schauspieler und Redner, und diese können auch oft von jenem lernen, wenn er den Ton und die Bewegung der Accente richtig getroffen und durch die Musik verstärkt hat. Die Form des Gesanges ist zuweilen dabei sehr willkührlich; oft aber trägt eine glückliche Auswahl unter mehreren Formen zum Ausdrücke sehr vieles bei. Dafür werden aber Tonsetzer und Sänger sich in Acht zu nehmen haben, daß sie den Gesang nicht mit überflüssigen und der Empfindung unangemessenen Verzierungen verbrämen. Sehr oft wirkt der einfache,

reine, melodische Gesang mehr auf die Empfindung, als alle Auszierungen. Ebenso wenig darf der Ausdruck des Gesanges durch die Instrumental-Begleitung verdunkelt werden. Wenn diese letztere mit besondern Zwischenspielen, welche nicht etwan zur Verstärkung des Ausdrucks beitragen, um den Beifall der Zuhörer buhlet und ihre Aufmerksamkeit vom Gesange abzieht, so ist dies ein Fehler, der alsdann noch viel weniger geduldet werden kann, wenn die Begleitung so stark und geräuschvoll eingerichtet worden, daß man den Sänger kaum höret oder doch nicht versteht. Obgleich alles dieses sich aus der Natur der Sache von selbst ergibt: so ist doch die öftere Erinnerung daran zu unsern Zeiten nicht überflüssig. Wenn man viele neue hochgepriesene Gesangstücke genau untersucht: so wird die Kritik, wenn nicht alles, doch manches verwerfen müssen, worin wider die obigen Regeln gesündigt worden. Es scheint,

dafs die ältern Tonsetzer besser wufsten, was kräftiger musikalischer Ausdruck war, die neueren aber besser verstehen, das Ohr zu belustigen. Letztere richten sich mehr nach dem Geschmacke des Publikums, oder dem Modegeschmacke, als nach den Erfordernissen der Kunst; den Beifall der Menge ziehen sie dem Beifall des Kenners vor. Um nun wieder auf das Singespiel oder die Oper zu kommen, so wird noch ein musikalischer Genius vermifst, der mit richtigem Gefühl und wahrem Kunstsinne, in völligem Einverständnisse mit dem Dichter, der für den musikalischen Stoff zu sorgen hat, die Oper zu dem bildet, was sie eigentlich seyn soll, auch dabei nicht ganz vergifst, das grofse Publikum an sich zu ziehen, und ihm allmählig wahren Kunstsinn einzuflößen. Gluck hat, so viel es der dichterische Stoff, den er bearbeitete, erlaubte, schon viel geleistet; man folge ihm nach und suche nur seine Mängel zu ersetzen. Sehr wünschens-

werth wäre es, wenn durch gemeinschaftliche Bemühungen der Dichter und Komponisten wieder eine nähere Vereinigung der Dicht- und Ton-Kunst bewirkt werden könnte, die sich immer weiter von einander zu entfernen scheinen.

A. im Sept. 1815.

G — r.

Gähler.

Wegen Entfernung des Verfassers von dem Druckorte haben sich, auſſer einigen kleineren Druck – oder Schreibfehlern, die ſich leicht aus dem Zusammenhange berichtigen laſſen, auch folgende erheblichere eingeschlichen.

Im ersten Bande.

- | | | | | |
|----|-----|----|----|--|
| S. | 19 | Z. | 10 | anstatt mit Musik lies mit der Musik |
| — | 25 | — | 6 | anst. etwas l. etwa |
| — | 29 | — | 2 | v. u. anst. auſſerordentliches l. auſſerwesentliches |
| — | 33 | — | 5 | anst. kleinen l. kleineren |
| — | — | — | 12 | anst. weißlich l. wirklich |
| — | 80 | — | 2 | v. u. anst. höflichen l. häſſlichen |
| — | 92 | — | 2 | — anst. Carldon l. Caeldon |
| — | 95 | — | 10 | anst. Jarl l. Herzog |
| — | 104 | — | 8 | anst. Siltringa l. Angeley |
| — | 135 | — | 15 | anst. Zürne l. Zürnende |
| — | 145 | — | | letzte Zeile anst. Galliorum l. Galliarum |
| — | 211 | — | 4 | anst. Vorhofe l. Vorhof |
| — | 282 | — | 15 | anst. von l. vom |
| — | 339 | — | 8 | anst. Ehrgelübde l. Ehegelübde |
| — | 353 | — | 4 | anst. Lichtes l. Licht's |
| — | — | — | 7 | anst. Bluterde l. Blutende |
| — | 354 | — | 9 | anst. Hoherhabenenen l. Hoherhabnen |
| — | 369 | — | 19 | anst. opon l. upon |
| — | 393 | — | 5 | anst. liebesvolle l. liebevolle |
| — | 516 | — | 5 | anst. die l. dir |

Im zweiten Bande.

- S. 6 Z. 9 anst. Die l. Der
 — — — 11 anst. harmlos l. formlos
 — 15 — 5 anst. muß ich l. ich muß
 — 29 — 16 anst. schlug l. schlang
 — 85 — 2 v. u. anst. beglücktere l. beglückte
 — 86 — 5 anst. da l. doch
 — 148 — 2 anst. Laubes l. Laub's
 — 153 — 12 anst. gelernt l. gelernet
 — 166 — 17 anst. Dem l. Den
 — 189 — 13 anst. skytischen l. scytischen
 — 216 — 16 anst. Braut-Revier l. Brust-Revier
 — 230 — letzte Zeile l. im Styx! im Styx!
 — 245 — 18 anst. sucht l. suchet
 — 261 — 2 anst. Von l. Nach

Im dritten Bande.

- S. 230 Z. 8 anst. ausdrücklich l. ausdrücklicher
 — 240 — 13 anst. consistat l. consistant
 — 251 — 1 und überall anst. Shakespeare l. Shak-
 speare
 — 252 lin. ult. anst. Coda l. Cada
 — 391 — 4 v. u. anst. Gränzen l. Gänge
 — 394 — 3 v. u. anst. triemitonum l. trienitonium
 — 396 — 9 v. u. anst. mipolydisch l. mixolydisch
 — — — 7 v. oben anst. Forme l. Formen
 — 398 — 5 anst. Tonkunst l. Tanzkunst
-

Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von, 1737-1823

Gerstenbergs Vermischte Schriften In Drei Bänden

Bd.: 3

Altona (1816)

P.o.germ. 445-2/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108707-7